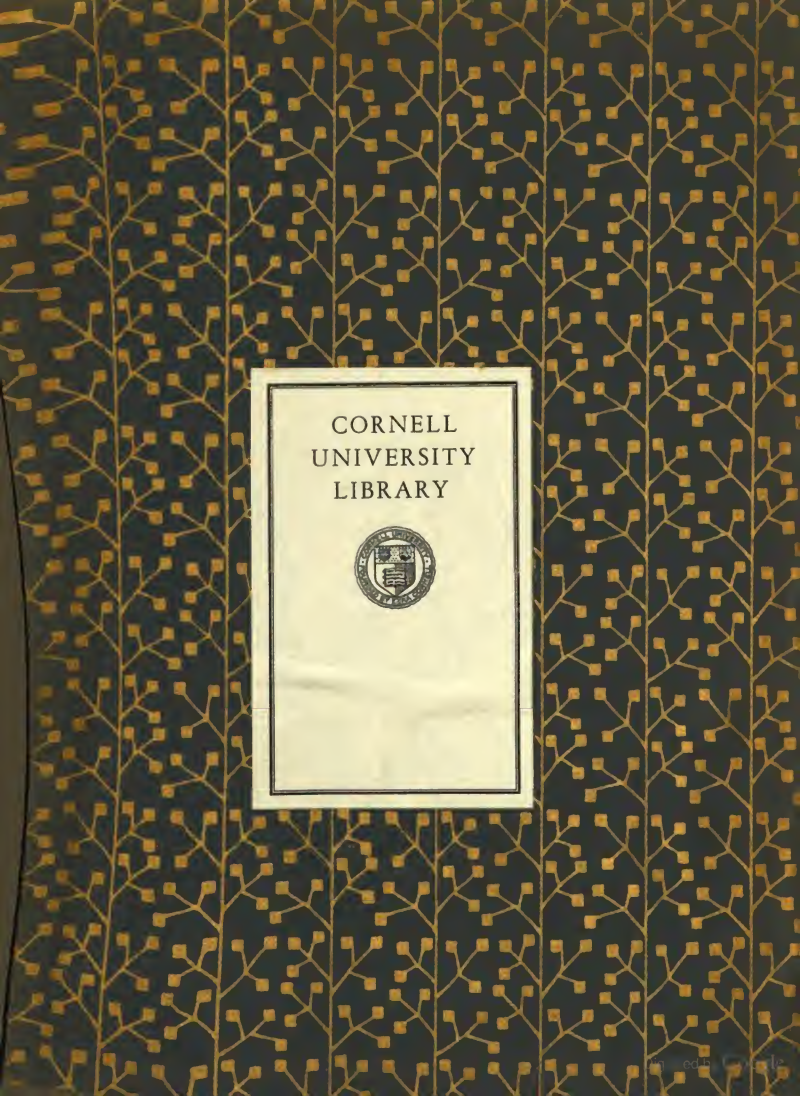
INDIEN IN MOLL: JAVA

einer Bewunderer





CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY

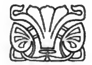

Cornell University Library
DS 646.2.I39
Indien in Moll :Java /Reiseerinnerungen
3 1924 023 137 064

JNDIEN IN MOLL

JAVA

REISEERINNERUNGEN UND BETRACHTUNGEN

VON EINEM
BEWUNDERER



IM BUCHHANDEL BEI DER UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART, BERLIN, LEIPZIG

1908

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis.

Fidus' Bemerkungen:

Vorwort.

Die nachfolgenden Skizzen sind in erster Linie für meine Freunde bestimmt gedacht, als gedrängte und zwanglose Berichte zunächst über den Abschnitt einer Weltreise, bei welchem weder immer die gewohnten Touristenpfade eingehalten noch umfangreiche Vorbereitungen getroffen werden konnten.

Sie sollen die Eindrücke eines nur kurze Zeit in einem interessanten Gebiet Weilenden ungefärbt wiedergeben, der vielleicht gerade wegen dieser Kürze der Zeit darauf hingewiesen war, die auftretenden charakteristischen Erscheinungen mit denen anderer Erdengebiete zu vergleichen und hie und da auf ihren ursächlichen Zusammenhang einzugehen.

Soweit dabei Ansichten des Verfassers oder seiner Freunde zum Ausdruck gelangten, soll für dieselben nicht der Anspruch auf uneingeschränkte Richtigkeit gemacht werden. Immerhin mögen sie etwaigen, unter ähnlichen Verhältnissen denselben Weg einschlagenden Reisenden von Nutzen sein oder andere Leser zu eigenen Fahrten und eigenen Betrachtungen anregen.

Der Verfasser.

Indien in Moll.

Allgemeines.

Wegfall des Schroffen im Klima, Landschaftsbild und Wesen der Eingeborenen. Das Vermeiden greller Farben und Schmuckstücke. Zurücktreten religiöser Übungen. Bestimmtes, doch elastisches Regierungssystem. Schleichende Übel, Gifte, Hinterlist, vulkanische Gewalten. Java das Reiseziel par excellence.

Wer vom äußersten Osten Indiens kommend, sich den niederländischen Besitzungen des Malaiischen Archipels nähert, dem werden sich allgemeine durchgreifende Veränderungen bemerkbar machen.

Was zunächst das Klima anbelangt, so fallen die *schroffen Wechsel,* welche die territorialen Verhältnisse des großen asiatischen Kontinents mit sich bringen, in Niederländisch-Indien entsprechend seinem Charakter als Inselland fort.

Hungersnot und Epidemien zum Beispiel, wie sie durch die extremen Witterungsunterschiede Vorderindiens verursacht werden und umfangreiche Überschwemmungen, wie sie in China ganze Landstriche erleiden müssen, kennt dieses gesegnete Gebiet nicht.

In gleicher Weise treten auch diejenigen Gegensätze im politischen und wirtschaftlichen Leben der Bevölkerung zurück, welche sich im übrigen Ostasien infolge mancher Anschauungen und Lebensgewohnheiten der orthodoxen chinesischen Bevölkerung, des unruhigen, klug berechnenden Geistes der strebsamen Japaner und des hastenden Getriebes in den Seestädten des Ostens ergeben. Es wird dies umso deutlicher bemerkbar, je mehr man sich abseits der großen indisch-europäischen Reisestraße dem

malaiischen Inselgebiet nähert; sogar eine gewisse Ruhe oder Milde liegt ausgeprägt in mancherlei Erscheinungen, die dem Charakter des ganzen Gebietes, insbesondere aber auch der Insel Java fast eine Tönung ins Weichliche geben.

Insulinde wird von alters her dieses Inselreich genannt. Es ist, als ob schon durch den Namen eine gewisse Weichheit hindurchklänge. Auch im Landschaftsbilde findet sich diese Abtönung. Jeder scharfe Gegensatz zwischen seinen einzelnen Erscheinungen ist durch grüne Vegetation aufgehoben. Die Küsten Javas sind meist flach und die Bergformationen zeigen infolge ihres vulkanischen Ursprunges vorzugsweise sanfte Linien.

Selbst die *Bewohner* lassen in ihrer äußeren Erscheinung eine gewisse Weichheit der Züge und Abrundung der Formen erkennen, welche den meisten asiatischen Volksstämmen abgeht. Man sieht ihnen auch an, daß sie durchgehend ausreichenden Lebensunterhalt haben.

Daneben sind sie abgeneigt, irgend welche hart-*grell gefärbte Kleidungsstücke* zu benutzen. Während in Vorderindien, in Japan und auch in China vielfach Vorliebe für leuchtende rote und blaue Kleidungsstücke herrscht, scheint es für den Javaner nur eine Vorzugsfarbe zu geben, diese ist ein *mattes Braun,* das umsomehr an die Farbe gebrannten Kaffees erinnert, als dem Europäer ohnehin schon die Begriffe Java und Kaffee zusammengehörig erscheinen. Dieses Braun ist an den Kleidungsstücken von Frauen und Männern in reichlich monotoner Weise zu finden. Man könnte nicht sagen, daß es so sehr zur Landschaft passe oder diese belebe, wohl aber entspricht es dem zurückhaltenden, selten zu Exzessen neigenden und einfachen Charakter der Eingeborenen, welche auch bei ihren Festen ein fast vornehmes Benehmen beibehalten und bei gedämpfter Fröhlichkeit alles Geräusch vermeiden. Auch an *Schmuckstücken* findet man bei ihnen recht *wenig.* Hierzu dürfte übrigens mitwirken, daß auf Java und überhaupt auf den Sundainseln wenig Edelsteine gefunden werden, deren Vorkommen in Vorderindien naturgemäß die Wünsche der dortigen Eingeborenen auf solchen Zierat lenkt.

Nicht zum geringsten Teil mag auch nach dieser Richtung die *Einfachheit der religiösen Einrichtungen* ihren Einfluß ausüben. Während beispielsweise in Tibet und China Klöster und Tempel überladen sind mit Kostbarkeiten, während in den Hindutempeln große Schätze angesammelt worden und selbst die den praktischen Verhältnissen mehr angepaßte Shintokirche der Japaner auf kostbare Tempel und glänzende Schaustellungen nicht glaubt verzichten zu können (auch in der christlichen Kirche sind diese zu finden), wird man von kirchlichem Prunk bei den Mohammedanern auf Java wenig oder gar nichts bemerken. Die Moscheen und Gebethäuser sind so unscheinbar und in wenig dominierender Stellung errichtet, daß man sie in einer Stadt oder Ortschaft nicht sogleich nach ihrer äußeren Form und Lage herausfindet, wie dies bei den Bauten fast aller anderen Religionen des Ostens der Fall ist.

Für den Reisenden aber ist der Wegfall äußerlich hervortretender religiöser Übungen schon insoweit angenehm, als ihm dadurch ein beengendes Gefühl erspart wird, welches er beispielsweise bei großen Umzügen einer Masse fanatisch denkender Andersgläubiger, wie sie die Hindufeierlichkeiten mit sich bringen, nicht ganz wird unterdrücken können.

Bei den Vertretern des himmlischen Reiches, *den Chinesen,* welche in diesen Gebieten wohnen, dokumentiert sich der Erfahrungssatz in ausgeprägter Weise, daß die Bewohner mehr oder weniger das Produkt der Verhältnisse ihrer Scholle werden und den Charakter der letzteren in ihrem äußeren und inneren Wesen aufnehmen; auch sie scheinen weichere Züge bekommen zu haben, als sie die im Reiche der Mitte lebenden Brüder aufweisen.

Selbst auf die europäischen Beherrscher des Landes, die *Holländer,* welche infolge ihrer Abkunft, gleich ihren Stammvätern an der Zuidersee trotz aller wirtschaftlichen Regsamkeit über eine gewisse *patriarchalische Behäbigkeit* verfügen, mag das Klima um einige weitere Grade mildernd einwirken.

Der Umstand, daß die in Frage stehenden Gebiete, seit sie unter dem holländischen Regime einer anerkannt geordneten, bei aller *Bestimmtheit* eine gewisse *Elastizität aufweisenden* und fast mustergültig zu nennenden *Regierung* sich erfreuen, verhältnismäßig wenig vom äußeren politischen Getriebe berührt werden, trägt viel zu der ruhigen inneren Entwicklung bei. Ist doch das Land, trotz seines überaus hohen Wertes, seit langer Zeit politischen Intriguen weniger wie irgend ein anderes überseeisches Besitztum gleichen Umfanges und gleicher Bedeutung ausgesetzt gewesen.

Im Gegensatz zu diesen, der Verbreitung einer Sphäre von Ruhe günstigen Umständen, wie auch im Gegensatz zu dem Wegfall schroffer Eindrücke oder unmittelbarer Schädlichkeiten, gibt es auf Java allerdings auch wieder eine ganze Menge Übelstände und Feinde der Menschen, deren Gefährlichkeit noch dadurch gesteigert wird, daß sie in mehr *schleichender Weise* auftreten.

Was den Eingeborenen an Heftigkeit abgeht, ersetzen sie, wenn einmal gereizt, durch *Verschlagenheit* und Hinterlist. Die vielen Gifte der Pflanzen- und Tierwelt, deren Studium einen förmlichen Zweig der Wissenschaft bilden könnte, geben ihnen mancherlei Möglichkeiten, fast unerkannt und ungestraft einen etwa gehaßten Weißen am Leben oder Eigentum zu schädigen.

Auch die Natur ermangelt eines hinterlistigen Feindes nicht, der unter der Erdoberfläche verborgen und mit titanenhaften Gewalten ausgestattet, jeden Augenblick unermeßliches Verderben über den einen oder anderen Landstrich bringen kann: Es ist die Willkür der *vulkanischen Mächte,* die auf diesem Archipel noch nicht zum Erstarren gelangt sind. Zwar besitzen sie in einer Menge von aktiven Kratern eine Anzahl Sicherheitsventile, doch diese schließen es nicht aus, daß jederzeit irgendwo eine übermäßige Spannung auftreten und eine große Katastrophe herbeiführen kann.

Jedenfalls gibt der Umstand, daß in unserem Gesichtsfeld selten der eine oder andere der fast vierzig, in einer langen Reihe auf der

Insel verteilten Vulkane fehlt, sei er nun noch tätig oder doch imstande, jeden Augenblick seine Tätigkeit wieder aufzunehmen, der Landschaft einen Stich ins Erhaben-Unheimliche.

Aus der Tierwelt sind es auch gerade wieder kriechende Tiere, die dem Menschen gefährlich werden können, die *Schlangen*, kleine, fast unscheinbare Arten, deren Gift indes überaus intensiv und schnell wirkt, und selbst die Panther und Tiger, welche hier, wenn auch verhältnismäßig selten, in unangenehmer Weise sich bemerkbar machen, könnte man als schleichende Schädlinge bezeichnen.

Das Vorhandensein dieser geringeren, aber unkontrollierbaren Übel auf dem Inselreiche mag die Empfindung hervorrufen, von der ich mich insbesondere während des Aufenthaltes auf Java nie ganz frei machen kann, die aber auch vielleicht auf meinen schnellen Übergang von der Mandschurei zum tropischen Klima zurückzuführen ist, nämlich ein Gefühl, als läge fortwährend etwas Unerwartetes und Unabwendbares in der Luft.

Indessen sind auch mit dem Aufenthalt in irgend einem anderen tropischen Lande ähnliche Empfindungen und mehr oder weniger Nachteile verbunden und für denjenigen, der Java nur vorübergehend besucht, fallen ja fast alle die erwähnten Gefahren fort.

Die Möglichkeit, während der Reisezeit durch einen Vulkanausbruch geschädigt zu werden, ist gewiß geringer, als die Gefahr, während einer europäischen Reise einem Bahnunglück zum Opfer zu fallen. Die klimatischen Verhältnisse wirken wohl nur auf denjenigen nachteilig ein, der längere Zeit im Lande anwesend ist und infolge des längeren Aufenthaltes die einfachsten Vorsichtsmaßregeln unterläßt, welche der Reisende anwenden sollte.

Dieser wird bei vernünftigem Auftreten sich auch kaum die Feindschaft des einen oder anderen Eingeborenen zuziehen und ebensowenig wird er, wenn er es nicht besonders darauf anlegt, mit wilden Tieren oder Schlangen in Berührung kommen. Es

leben manche Europäer zwanzig Jahre auf Java, ohne je einen Panther oder Tiger, ein Rhinozeros oder auch eine Giftschlange in Freiheit gesehen zu haben.

Sagt doch Haeckel in seinen Reisebriefen von 1901: Größere Säugetiere sieht man sogar in den Urwäldern von Java selten. — Sie haben sich in unzugängliche Distrikte zurückgezogen.

Wo wäre anderseits ein Reich, in dem sich alle Faktoren, welche Naturschönheit schaffen, so vereinigt finden, als in diesem Lande. Wäre es nicht gleichzeitig ein Tropengebiet mit einer Menge Nachteilen, als Fieber, Malaria, Giften und den noch nicht gebändigten und oft an ihren Fesseln rüttelnden vulkanischen Gewalten, so möchte man es als *irdisches Paradies* bezeichnen. Ausschließlich in Bezug auf die Landschaft betrachtet, dürfte es unter allen Umständen auf diesen Namen Anspruch haben. Von den Ländern, die ich gesehen und die zum Vergleiche herangezogen werden könnten, erscheint die Landschaft Ceylons zwar nahekommend, besitzt aber nicht so malerische Einzelberge und auch nicht die üppige Vegetation Javas. Kahle oder nur spärlich bewachsene Striche, die auf einer Reise durch Java kaum zu finden sind, gibt es auf Ceylon immerhin.

Einzelne Bilder ähnlicher Schönheit, die man zur Seite stellen könnte, sah ich nur in Mexiko, in der Umgebung des aus tropischem Gebiet in der Nähe des Übergangs vom Hochland zur Küstenlandschaft sich erhebenden, dabei schneebedeckten Pik von Orizaba.

Andere hervorragende Landschaftsbilder, wie sie in Nordamerika beispielsweise die Rocky Mountains, Südkalifornien, Japan, Korea oder innerhalb Europas die Fjorde Norwegens, das Hochgebirge der Alpen oder der sonnige Golf von Neapel abgeben, sind kaum zum Vergleich heranzuziehen, sie bilden gewissermaßen ausgebildete Einzelfaktoren landschaftlicher Schönheit. Will man aber nach der auf ein großes Gebiet sich erstreckenden Gesamtwirkung, nach Wechsel in der Bodengestaltung und vor allen Dingen auch nach der Pflanzenwelt urteilen, so dürfte Java an erster Stelle stehen.

Soweit nur Tropenländer in Betracht kommen, fällt dies

Gebiet auch vorteilhaft auf durch den *sittlichen Hochstand* und die Intelligenz der Bevölkerung, sowie durch die *geschichtliche Vergangenheit* und *kulturelle Bedeutung*. Werden doch seine alten Bauwerke von Wallace und anderen Gelehrten als interessanter wie diejenige Altmexikos und der mittelamerikanischen Staaten, ja sogar als *denen Vorderindiens überlegen* bezeichnet. In dieser Beziehung müssen auch andere tropische Inselländer, etwa die westindischen Inseln beim Vergleich zurücktreten.

Der Reisende, der nur vorübergehend einige Monate im Lande weilt, wird die erhabenen Wunder der Natur genießen sowie das interessante Leben der Eingeborenen meist ohne unangenehme Nebenwirkung beobachten dürfen und deshalb darf man Java denjenigen, die eine Tropenlandschaft besuchen wollen, bezeichnen als ein *Reiseziel par excellence*.

Land und Leute.

Das chinesische Element. Sein Eintreten als Kulturvermittler. Wandernde Chinesen auf ostasiatischen Dampfern. Fahrende Opiumhöhlen. Spielwut. Javas aufblühendes wirtschaftliches Leben. Plantage als Verdienstquelle. Persönliche Bescheidenheit der Eingeborenen. Ihr Hang zur Einfachheit. Zukunftsmöglichkeit farbiger Rassen. Die Villen der Europäer. Polizei. Drei verschiedene Sprachen. Die vornehme und die niedrige Form des Javanischen. Europäische Anklänge an ähnliche Gebräuche. Holländer vermeiden es, mit Dienern Holländisch zu reden. Mischehen häufiger als in Britisch Indien. Typische Eigentümlichkeit der Mischlinge.

Es wird manchen überraschen, zu vernehmen, daß allein die Insel Java eine Einwohnerzahl von dreißig Millionen besitzt. Die durchschnittliche Bevölkerungsdichte der meisten Gebiete entspricht derjenigen der dichtbevölkertsten Provinzen Deutschlands. Einbegriffen sind sechzigtausend Europäer und Mischlinge.

Davon entfallen auf die Hauptstadt Batavia hundertfünfzigtausend Einwohner, einschließlich zehntausend Europäer, während ein Viertel der farbigen Bevölkerung Batavias von Chinesen gebildet wird, welche sich hier zu Erwerbszwecken angesiedelt haben.

Dieses *chinesische Element* ist für die kulturelle Entwicklung Javas von gewisser Wichtigkeit. Insbesondere ist der *Zwischenhandel* zwischen Weißen und Malaien vielfach in Händen von Chinesen, die zwar hauptsächlich ihren Wohnsitz in den großen Städten haben, aber auch in fast allen kleinen Ortschaften durch einige Ladenbesitzer sich vertreten finden.

In ähnlicher Weise schieben sich auch in anderen Ländern zwischen verhältnismäßig niedrigstehenden farbigen Völkern und den weißen *Kulturträgern Vermittler* ein. Dabei kann nicht gesagt werden, daß diese Vermittlerrolle immer in humaner



Leben und Treiben an Bord des Zwischendecks eines ostasiatischen Dampfers.

Es sei hier die Photographie vom Zwischendeck eines ostasiatischen Dampfers eingefügt, worauf solche von einem Gebiet zum anderen fahrenden Söhne des Reiches der Mitte, die einen ständigen Teil der Passagiere dritter Klasse dieser Dampfer bilden, zu sehen sind (s. S. 10).

Weise ausgeübt wird, indes ein Fortschritt im Sinne der unabänderlichen Weiterentwicklung der Erdenbevölkerung und insbesondere eine gewisse Vorbereitung für den Einfluß der weißen Rasse ist dabei meistens erkennbar. So sind in den Ländern des inneren Afrikas die Araber, auf den Hawaiinseln die Japaner, die Parsee in den einzelnen Teilen Indiens ebenso wie die Chinesen in Niederländisch-Indien Vermittler für den Verkehr der Europäer mit den Eingeborenen und für die Erschließung der betreffenden Gebiete.

Dabei kommt zur Geltung, daß diejenigen Chinesen, welche ausgewandert sind, in gleicher Weise wie die auswandernden Bevölkerungsteile anderer Länder, einen relativ kräftigen Kern von Energie und Unternehmungslust in sich tragen. Sie bilden gewissermaßen Auserlesene ihres Volkes und nützen ihre Fähigkeiten auf dem indischen Archipel vorteilhaft aus, wo sie den schwerfälligen und mehr konservativen Malaien in wirtschaftlicher Beziehung überlegen sind.

Es sei hier die Photographie vom Zwischendeck eines ostasiatischen Dampfers eingefügt, worauf solche von einem Gebiet zum anderen fahrende Söhne des Reiches der Mitte, die einen ständigen Teil der Passagiere dritter Klasse dieser Dampfer bilden, zu sehen sind.

In ihren Mußestunden frönen sie teilweise dem Opiumgenuß, zu welchem Zweck an Bord einiger Dampfer besondere Opium-Dens, das sind nichts anderes wie kleine fahrende *Opiumhöhlen*, eingerichtet sind, eigentlich ein Zugeständnis an diese Passagiere, das man nicht ohne weiteres empfehlen möchte.

Aber vor allem dient das *Spiel* zu ihrem Zeitvertreib, jene Nationalleidenschaft der Chinesen, die schon manches durch jahrelange harte Arbeit mühsam erworbenes Kapital den spekulativen Bankhaltern innerhalb weniger Tage ausgeliefert hat.

Diese Bankhalter eröffnen ihre Spielbank auf einigen Quadratfuß Schiffsboden, laden ihre Landsleute und auch die mitfahrenden Europäer ein (letztere werfen wohl auch einmal zum Zeitvertreib einige Cents vom Oberdeck auf das Spieltablett herab) zu einer Art Würfelspiel — im Prinzip eine Roulette im klei-



Chinesischer Spiel-Bankhalter an Bord eines ostasiatischen Dampfers.

Diese Bankhalter eröffnen ihre Spielbank auf einigen Quadratfuß Schiffsboden (s. S. 10).

nen — und sie heimsen zu guter Letzt die Barschaft der leichtsinnigen Spieler ebenso sicher ein, wie es die Bank von Monte

Carlo tut. Was dort die Zero bedeutet, wird bei den Chinesen durch die geringe Gewinnquote ersetzt, die sie gegebenenfalls auszahlen, gering im Vergleich zur Chance, die der Spielende nach dem Gesetz von der Gleichmäßigkeit des Zufalls haben kann.

Nebenbei sei bemerkt, daß, falls ein chinesischer Passagier stirbt, einige Dampferlinien die Verpflichtung übernommen haben, den Verstorbenen kostenlos wieder auf chinesische Erde zu bringen, anstatt ihn in der See zu versenken, wie es sich andere Sterbliche gefallen lassen müssen. In *heimischer Erde begraben* zu werden, bedeutet für den Sohn des himmlischen Reiches ja einen Teil seines Lebenszweckes.

Die Chinesen verstehen es, auch in fremden Gebieten große Vermögen zu erwerben, so daß in Batavia nicht etwa die reichsten Leute Europäer sind, sondern einige Zopfträger, die besonders klug und glücklich gearbeitet haben. Im übrigen gehen die Chinesen häufig Mischehen mit Javanerinnen ein.

Was die Eingeborenenbevölkerung anbelangt, so ist es leicht verständlich, daß in einem mit so vielen Glücksgütern gesegneten Gebiet das *wirtschaftliche Leben* entwickelt und im *Aufblühen* begriffen ist.

Die farbige Bevölkerung wird einesteils durch die günstigen Lebensverhältnisse, andernteils auch durch die Möglichkeit unterstützt, auf den *Plantagen* ein über das Maß der persönlichen Bedürfnisse hinausgehendes *Verdienst* zu finden. Wenn auch das jahrhundertelange primitive Dasein der Bewohner noch in deren heutiger Bedürfnislosigkeit erkennbar ist, so zeigt sich doch sehr bald hier, wie überhaupt dort, wo eine Durchsetzung farbiger Bevölkerung mit Weißen stattgefunden hat, daß diese *Bedürfnislosigkeit* gewissen Ansprüchen Platz macht, und es dauert gewöhnlich nicht lange, bis der erste Überschuß an materiellen Mitteln der Eitelkeit geopfert wird. Eine etwas schönere Kopfbedeckung oder ein besseres Kleidungsstück für die Gattin wird in den meisten Fällen den Gegenstand der zunächstliegenden Wünsche bilden, im weiteren Verlauf mögen sie sich dann auch auf Vergrößerung des bearbeiteten Grundstückes, Bau

einer bequemeren Hütte oder Anschaffung von Pferden oder anderes richten.

Anderseits lassen die *persönliche Bescheidenheit* und das fast vornehm zurückhaltende Auftreten der Eingeborenen, ihre einfache Kleidung und die Vermeidung übertriebenen Schmuckes dieselben als ernst-natürliche Wesen erscheinen, die uns rein menschlich sympathisch sein müssen, wenngleich, ebensogut



Javanische Eingeborene am Wege.

wie die Vertreter anderer farbiger Völker, auch der Malaie dem Weißen persönlich stets ein Fremder bleiben wird. Im Verkehr mit ihnen wird der Europäer immer die bestimmte Grenze empfinden, über die hinaus eine Annäherung, ja nicht einmal ein Verstehen der Anschauungen möglich ist. Ohne Frage aber wirken der *Hang zur Einfachheit,* der sittliche Ernst der Bevölkerung und Wegfall der Inanspruchnahme ihrer wirtschaftlichen Kräfte für religiöse Zeremonien und materiellen Leistungen an die Kirche dazu mit, daß das Volk in solchem Wohlstande sich befindet. Diese relative Wohlhabenheit wiederum trägt zu

einer beispiellosen Vermehrung bei; hat sich die Bevölkerungszahl doch während der letzten zwanzig bis dreißig Jahre mehr wie verdoppelt, während vergleichsweise die Gesamtbevölkerung Vorderindiens im Abnehmen begriffen ist.

Man möchte deshalb geneigt sein, den Javanern eine gewisse *Zukunft* zu prophezeien, wenn eine *farbige Rasse* selbst im Laufe von Jahrhunderten überhaupt Aussicht haben könnte, in den Vordergrund der politischen oder kulturellen Entwicklung zu treten.

Nicht unzutreffend scheint mir, was *Fidus* in dieser Beziehung meint.

> »Es mag nicht ausgeschlossen sein, daß das eine oder andere Volk farbiger Herkunft zeitweilig günstiges Fortkommen infolge glücklicher Daseinsbedingungen findet, daß aber irgend eine farbige Rasse der weißen auf die Dauer überlegen werden könnte, scheint ausgeschlossen, nicht deshalb, weil die Haut ihrer Angehörigen zufällig dunkel ausfällt, sondern weil diese dunkle Farbe mit einer gewissen Stufe des Intellekts verbunden ist.
>
> Man braucht hierbei selbst den Hinweis auf die Zunahme der Negerbevölkerung in den Vereinigten Staaten nicht zu scheuen. Wenn bei dieser zur Zeit eine bemerkenswerte Vermehrung beobachtet werden kann, so ist das nur ein Beweis, daß die Schwarzen unter den vorhandenen wirtschaftlichen Verhältnissen ein gutes Fortkommen finden. Die hohen Arbeitslöhne und das in allen Klassen vorhandene hohe Selbstbewußtsein der weißen Bevölkerung von Nordamerika erfordert ein Element, das geneigt ist, auch niedrigere Arbeiten zu erledigen, und in dieser Richtung füllt der Neger in den Vereinigten Staaten eine große Lücke aus.
>
> Sollte es aber dazu kommen, daß die farbige Bevölkerung in irgend einer Weise der weißen Rasse unbequem wird, so ist es nur eine Frage, wann dies Gefühl der Unbequemlichkeit so mächtig sein wird, daß die weiße Bevölkerung es als unerträglich empfindet. Alsdann kann

über den Ausgang des etwaigen Kampfes, mag er sich nun entwickeln wie er will, kein Zweifel sein.

Mag dies alles zunächst auch als ein recht hartes Schicksal für die Farbigen erscheinen, so wird man bei näherer Betrachtung einen Ausgleich darin finden, daß es manchen Völkern der weißen Rasse, ja uns selbst, nicht einmal anders gehen wird, denn auch die jeweilig hochstehenden weißen Stämme werden in großen Zeitperioden den höher entwickelten weichen und aussterben müssen, einige von ihnen vielleicht eher noch wie die besten Völker farbiger Rasse.«

Sie mögen fragen: »Wer ist Fidus?« Er war mir Gefährte auf der Reise von Amerika nach Ostasien, vom Gestade des Landes, in dem viele hochherzige Gedanken und weitblickende Ideen jedem erkennbar werden, der sich bemüht, ohne Vorurteil durch die Fülle der äußeren, oft befremdenden Erscheinungen hindurch die guten Seiten herauszufinden; vom Gestade dieses Landes zu dem Weltteil, in welchem Engherzigkeit und Abgeschlossenheit Jahrtausende hindurch gepflegt wurden und uns dort auch heute noch überall entgegentreten, also gleichsam auf einer Reise vom Lande der Zukunft zum Lande der Vergangenheit, welche schon naturgemäß die Gedanken auf Vergangenheit und Zukunft richten muß.

Fidus, geboren als Angehöriger eines unbedeutenden europäischen Staates, welcher keinerlei Ehrgeiz innerhalb des großen Weltbetriebes zu verfolgen im stande ist, durfte sich dadurch in politischer Beziehung vorurteilslos fühlen. Nichts fesselte ihn; umsomehr fand er Zeit, sich mit wissenschaftlichen, teils philosophischen, teils naturgeschichtlichen Fragen zu beschäftigen. Auch in materieller Hinsicht unabhängig gestellt, hatte er niemandes Hilfe je in Anspruch zu nehmen brauchen und dadurch war ihm die Gelegenheit erspart geblieben, durch herbe Erfahrungen mit einzelnen Personen den Glauben an die gesamte Menschheit zu verlieren oder gar dem allgemeinen Weltschmerz zu verfallen.

Das Zusammenwirken aller dieser Umstände ermöglichte es

ihm aber, zu einer Person mit gewissermaßen unpersönlichen Gedanken zu werden.

Dieses unpersönliche Element hätte in seiner scheinbaren Kälte auf die Dauer wenig anziehend wirken mögen, wenn nicht zugleich aus jeder seiner Äußerungen ein warmes Empfinden erkennbar gewesen wäre für das Wohl aller Wesen insgesamt, wie auch für das Wohl des einzelnen, welche Stellung dieser auch immer durch das Spiel des Schicksals zugewiesen erhalten hatte.

Es war auch unmöglich, sich lange mit ihm zu unterhalten, ohne daß sich einige seiner Gedanken der Auffassung des Zuhörers eingeprägt hätten und dies wurde bei unserer Berührung noch begünstigt durch eine solch lange gemeinsame Seereise, welche besonders auf diesem Teil der Erdkugel die denkbar günstigste Vorbedingung für die Aufnahmefähigkeit des Zuhörers abgeben mußte.

Wenn während der späten, lauen Abendstunden der silbergraue Glanz des Mondes die Wolkengebilde des Nachthimmels in fast übernatürlichem Lichte erstrahlen ließ, wenn in langen Zwischenräumen die Wellen dieses unendlich großen und stillen Ozeans, sanft an die Schiffswand anschlagend und darauf in der Ferne langsam verrauschend, vorüberzogen, verklingend gleichsam wie das Atmen der Unendlichkeit selbst, da war für Gedanken und Empfindungen ernster Art der günstigste Boden vorbereitet. Noch jetzt vermag allein das Erinnern an diese Abende und an die Gesellschaft meines Gefährten über alle zunächstliegenden Dinge der Gegenwart mich hinwegzusetzen.

Fraglos sind eine Reihe seiner Äußerungen und Ansichten, von welchen ich kurze Notizen nahm, unbewußt auch mir zu eigen geworden und deshalb auf die eigenen Betrachtungen nicht ohne Einfluß geblieben. Für einiges dagegen, was zunächst noch zu wenig übersichtlich und vielleicht auch zu gewagt erscheint, möchte ich mich nicht bedingungslos erklären, aber wie auch selbst dieser Teil seiner Äußerungen betrachtet werden mochte, immer fand sich, daß sie Anregung zum Nachdenken gaben, immer ließen sich auch die mit allem versöhnende

gute Absicht sowie das Wohlwollen und warme Interesse für die gesamte Menschheit darin erkennen.

Zwei Tage vor der Ankunft in Yokohama kam mir der Gedanke, ihn »Freund Fidus« zu nennen. Fidus sollte heißen »Der Getreue«, und so wollte ich ihn nennen, weil er getreuer Freund war nicht nur allen denen, die zu ihm in Beziehungen traten, sondern auch allen ihm Unbekannten, und vor allem auch, weil er seiner eigenen Auffassung unentwegt treu blieb.

Nur kurze Zeit noch weilten wir zusammen in Japan und Shanghai, dann reiste er nach Südchina, um dieses und den anstoßenden Teil Tibets zu besuchen, mir unvergeßliche Eindrücke und Erinnerungen hinterlassend, die unser nächstes Wiedersehen erneuern und erweitern möge.

Einige seiner Ansichten aber, die hier in Betracht kommen könnten, möchte ich diesen Reiseberichten nicht vorenthalten.

Um auf Batavia zurückzugelangen, so seien zunächst im Stadtteil der *Europäer* in Weltevreden eine Anzahl *villenartiger,* von Gärten umgebener Wohnhäuser als bemerkenswert bezeichnet. Sie sind auf ein weitläufiges Gebiet verstreut, so daß man fast den Eindruck hat, als wohne man in dieser großen Stadt



Platz im Stadtbezirk Weltevreden.

auf dem Lande. Eine Anzahl freier Plätze, auf denen unter Umständen Kühe und Pferde grasen, erhöht noch diesen Eindruck. Einen solchen Platz innerhalb des Stadtviertels von Weltevreden zeigt unser Bild.

Wir bringen auch das Bild eines dortigen Privatwohnhauses, wobei noch besonders bemerkenswert ist, daß eine Einzäunung oder anderweitiger Schutz hierbei gar nicht vorgesehen ist.

Man findet auch sonst sehr häufig die in das Innere führenden Türen der *Häuser unverschlossen.* Es ist, als ob die niedrigen, einfach weißen Grenzsteine, die den Abschluß nach der Straße bilden und ohne Kette oder sonstige Verbindung



Typ einer Villa in Weltevreden.

Es ist, als ob die weißen Gesteine ohne Kette oder Zaun einen genügenden Schutz gäben.

angeordnet sind, einen genügenden, wenn auch nur ideellen Schutz gegen alle Eindringlinge gewährten, und dieser Umstand legt ein beredtes Zeugnis für die gute Aufführung der Eingeborenen ab, welche auch in manchen anderen Ländern mit farbiger Bevölkerung in Großstädten nicht einmal diejenige Vorsicht nötig macht, die in sogenannten Kulturstaaten als unerläßlich betrachtet werden muß.

Eine der hauptsächlichsten Ursachen der Sicherheit auf Java mögen die persönliche Anspruchslosigkeit und die verhältnis-

mäßig günstigen Erwerbsverhältnisse der Bevölkerung bilden. Deshalb gibt es auch nur wenige Vertreter der *Polizei*, die der inländischen Bevölkerung entnommen werden und im übrigen *nirgends* in auffallender Weise in die Erscheinung treten.

Es ist bemerkenswert, daß die Holländer, die einmal über eine Reihe von Jahren auf Java gewesen sind, eine gewisse Anhänglichkeit an dieses Land bekommen. Im Gegensatz zu den Gepflogenheiten der Engländer in Vorderindien gibt es auf Java eine ganze Reihe von Europäern, die sich dort derart wohl fühlen, daß sie, abgesehen von zeitweiligen, schon durch die Gesundheit erforderten Reisen nach Europa, die Insel als ständigen Wohnsitz behalten. Dazu tragen bei einerseits das Klima dieser Insel, das besonders auch älteren Leuten dauernd recht gut bekommen soll, wenn dieselben erst akklimatisiert sind, anderseits die Gewöhnung an mancherlei Annehmlichkeiten in Bezug auf die Dienerschaft sowie durch das Ansehen, welches der Europäer an sich genießt, während anderseits auch bei den Holländern der Zug zum Heimatlande immerhin nicht in solcher Stärke entwickelt zu sein scheint, wie ihn der Engländer im Auslande erkennen läßt, infolge seines außergewöhnlich ausgeprägten Nationalitätsgefühls.

Die Eingeborenen Javas verwenden *drei verschiedene Sprachen*, die javanische, die Sundasprache und das Maduresische. Innerhalb des Javanischen gibt es dabei ein sogenanntes Hochjavanisch und ein Niederjavanisch, welche in manchen Bezeichnungen so voneinander verschieden sind, daß viele Worte für denselben Gegenstand in beiden Sprachen nicht die geringste Ähnlichkeit miteinander haben. Dabei redet der Sohn zu seinem Vater, ebenso der Diener zum Herrn und überhaupt der Niederstehende zu dem Vorgesetzten die vornehmere Art, während der Vorgesetzte seinerseits die niedrigere Sprachform anwendet.

So wunderlich dieses im ersten Augenblick klingen mag, so bestehen doch auch in *Europa Anklänge an einen ähnlichen Gebrauch*. Nicht nur, daß es vor hundert Jahren noch üblich war, den Untergebenen in der dritten Person anzureden: »Will

er dies und das tun«, während Vorgesetzten gegenüber eine Menge Höflichkeits- und Unterwürfigkeitsformen angewendet wurden, sondern es haben sich auch bis in neuere Zeit Reste davon erhalten. Sowohl in Frankreich als auch in Deutschland redet man Höhergestellte noch in der Form an: »Wollen der Herr u. s. w.«. Nur im Gebiete des englischen Sprachgebrauches hat man mit diesen Umständlichkeiten bereits bis auf winzige Spuren aufgeräumt und entsprechend den dortigen praktischen Anschauungen eine gleichmäßige Anrede zur Anwendung gebracht.

Die Weißen auf Java *vermeiden* es, die eingeborenen *Diener* zum *Gebrauch der holländischen Sprache* zu erziehen. Auf unsere Anfrage wird geantwortet, daß man die Kenntnis der holländischen Sprache bei der Bevölkerung gar nicht einmal wünsche und daß man deshalb nur Javanisch mit ihnen rede. Als Grund dafür verweisen die Europäer darauf, daß sie dadurch bei ihren privaten Unterhaltungen niemals Rücksicht auf die Anwesenheit der Diener zu nehmen brauchen, vielmehr ungestört über alles verhandeln können.

Dagegen läßt der Holländer in seiner Lebensweise eine gewisse Beeinflussung durch die Gewohnheiten der Eingeborenen etwa in Bezug auf die Mahlzeiten und auch in Betreff seiner Kleidung erkennen. Als äußeres Zeichen dafür bemerken wir, wie manche europäische Damen neben einer bequemen weißen Jacke den Sarong der Eingeborenen tragen und die Herren wohl auch in ihren Mußestunden weite, aus dem dunkelbraunen *Sarongstoff* gefertigte Beinkleider anlegen.

Auffallend sind auch die vielen *Mischehen* zwischen Europäern und Javanerinnen, die zur Folge haben, daß es auf Java eine verhältnismäßig große Anzahl von Mischlingen, Kindern aus solchen Ehen, gibt, die hauptsächlich in dem Beamtenwesen Stellung finden.

Jedenfalls sind auf Java Ehen zwischen Weißen und Eingeborenen verhältnismäßig *häufiger*, als unter sonst gleichen Umständen in *Britisch-Indien.* Es scheint, daß der Engländer ein so ausgeprägtes Persönlichkeits-, Nationalitäts- und Rasse-

gefühl besitzt, daß er engeren Beziehungen zu den Farbigen viel leichter zu entsagen in der Lage ist, auch dort, wo er jahrelang auf isoliertem Posten sich befindet.

Im übrigen ist zwischen den genannten Mischlingen und den Vollbluteuropäern immer eine ziemliche Kluft festzustellen, wenn auch durch die Wiederverheiratung dieser Halbblüter mit Weißen die Spuren der Verwandtschaft mit Javanen äußerlich so verwischt werden können, daß sie auf den ersten Augenblick kaum mehr zu erkennen sind. Als *typisches Merkmal*, welches durchgängig auch in solchen Fällen zu beobachten ist, die einen Unterschied in der Hautfarbe kaum mehr feststellen lassen, erscheint bei Individuen mit einigem Einschlag von inländischem Blut eine eigentümliche Unsicherheit im Blick und sodann in den Gesichtszügen, vornehmlich um die Mundpartie ein Zug, der einen gewissen Fanatismus oder auch eine Depression oder Mangel an innerer Harmonie zum Ausdruck bringt. Es ist, als ob selbst auf mehrere Generationen hinaus eine *Doppelnatur* vorhanden wäre und als ob die niedrigere Rasse und der europäische Teil innerhalb des einzelnen Individuums sich *bekämpfend* gegenüberständen.

Von Reisenden, welche Holländisch-Indien besuchen, hört man zuweilen die Bemerkung, daß sich die Holländer als zurückhaltend und mißtrauisch Fremden gegenüber erwiesen.

Wenn dies zutreffen sollte, so würde es in gewissem Grade verständlich sein, da die schwierige Stellung der geringen Anzahl Europäer und der Regierung in diesem großen Gebiete Vorsicht erfordert. Diese Vorsicht mag auch dazu beitragen, daß der Fremde während der Reise im Inland seitens der Holländer mit Interesse verfolgt wird, derart, daß es nicht unzutreffend erscheint, wenn selbst von Holländern ganz Java als eine große Kleinstadt bezeichnet wird. Bei näherer Bekanntschaft mit den Herren des Landes wird man jedoch finden, daß ihre Gastfreundschaft den Vergleich mit derjenigen anderer Nationen wohl aushalten kann.

Reiseverhältnisse.

Der Hafen Tandjong Priok. Das Hotelwesen. Die Badeeinrichtungen. Zwei Arten von Mahlzeiten. Früchte. Kleidung. Die malaiischen Diener. Der »Bui«. Seine Grammatik. Die Eisenbahnen.

Der *Hafen von Batavia* ist Tandjong Priok. Hier liegen stets einige holländische Kriegsschiffe, die hauptsächlich für den Dienst innerhalb des Inselreiches bestimmt sind.

Tandjong Priok ist ein ungesunder Küstenplatz und die Europäer vermeiden es, hier oder in dem eigentlichen Geschäftsviertel von Batavia, das nur wenig landeinwärts liegt, zu wohnen. Sie begeben sich vielmehr Abends zu dem entfernter und höher gelegenen *Weltevreden,* woselbst sich auch die gut eingerichteten Hotels befinden.

Das *Hotelwesen* in Batavia und Java ist fast als besser wie dasjenige irgend eines anderen Landes des Ostens zu bezeichnen. Ceylon mag dabei ausgenommen sein, da hier der bedeutende Durchgangstouristenverkehr eingewirkt hat. Die javanischen Hotels weisen auch spezifische Einzelheiten in ihren Einrichtungen auf, die angenehmerweise von der Monotonie in den Vorkehrungen moderner Hotels abweichen, und es ist unverkennbar, daß hier eine gewisse Nachgiebigkeit den Verhältnissen gegenüber, eine Rücksicht auf das im Lande Hergebrachte und Gewohnte gewaltet und daß man den Erfordernissen des Klimas Rechnung getragen hat.

In den javanischen Hotels sind die *Fremdenzimmer* meist in besonderen, etwas scheunenartig erscheinenden, auf dem Hofraume des Hotels gelegenen und vor unberufenen Besuchern wenig bewachten Gebäuden eingerichtet. Die Zimmer liegen

nebeneinander und sind von einer gemeinsamen steinernen Plattform zugänglich. Die Rückwand, welche nach der Südseite liegt, hat keine Fenster, wohl zu dem Zwecke, um die Zimmer kühl zu halten. Letztere haben meist steinerne Fliesen. Ein einfaches Bett mit Moskitonetz, ein Stuhl sowie eine Waschgarnitur sind die wenigen, normalerweise in ihnen vorhandenen Gegenstände. Als deren unvermeidliche Ergänzung dient der vor dem Zimmer auf der Plattform stehende bequeme *Tropenstuhl* mit besonderen auszuziehenden Stützen, die den Füßen eine erhöhte Lage gewähren. — Bei den Stühlen auf Java ist zu dem auf der Armstütze sichtbaren Beschlag als Unterlegscheibe eigentümlicherweise fast regelmäßig eine Zweieinhalb-Cents-Kupfermünze verwendet. — Auf diesen Stühlen bringt der Reisende einen großen Teil der Abendstunden nach getaner Arbeit zu, nachdem zur größeren Bequemlichkeit noch ein den Pujamas ähnliches leichtes Kleidungsstück angelegt ist. Man muß in den Tropen gewesen sein, um die Wichtigkeit solcher bequemen Sitzgelegenheit nach der Arbeit voll und ganz würdigen zu können.

Die *Baderäume* zeigen durchgängig ein großes, mit kühlem Wasser gefülltes hohes Bassin und dabei eine Schöpfe. Der Ankömmling steht zunächst etwas ratlos vor dieser Einrichtung, er mag einen Augenblick im Zweifel sein, ob er in dieses Bassin hineinzusteigen hat, während man mit der Schöpfe das Wasser entnehmen und sich übergießen soll.

Zu bedauern bleibt nur, daß diese Räume meist etwas dunkel sind, so daß man sich unwillkürlich erst in allen Ecken nach etwaigen anderen Badegästen oder auch Schlangen und Skorpionen umsehen muß, wie es überhaupt scheint, daß die Badeeinrichtungen hier und da noch verbessert werden könnten.

Bemerkenswert ist die Einrichtung von zweierlei *Mahlzeiten* zur Mittagstafel. Man hat dabei die Wahl zwischen einem Beefsteak europäischer Art und der sogenannten *Reistafel*, bestehend aus gekochtem Reis und einer Reihe von Gerichten, welche größtenteils, infolge Zuhilfenahme aller Arten indischer Würzen, nicht für jeden Geschmack und für jede Konstitution

geeignet sind. Die Benützung dieser Gewürze ist ein Zugeständnis an die Küche der Eingeborenen, welche dieselben vielfach verwenden. Man sagt, daß die länger im Lande Wohnenden derartig scharfe Speisen benötigen; dem nur vorübergehend dort Weilenden möchte man die Gewöhnung daran nicht empfehlen.

Gegenüber den verführerisch winkenden und überall angebotenen *Früchten* soll man im allgemeinen Vorsicht üben; besonders die aromatisch duftenden können leicht Unzuträglichkeiten mit sich bringen, ausgenommen davon scheinen die *Bananen* zu sein, die demjenigen, der sich mit ihrem Geschmack einmal befreundet hat, stets eine gesunde und erfrischende Nahrung bieten.

Zu erwähnen sind noch die zu einer gewissen Jahreszeit in ausgezeichneter Qualität zu habenden schmackhaften *Mangos.* Desgleichen eine Frucht, deren Hülle ähnlich unseren Kastanien mit weichen Stacheln besetzt ist und einen weißen Kern aufweist; wenn sie hier nicht mit ihrem Namen genannt ist, so wird sie doch jedermann leicht daran erkennbar sein, daß, wo man sie auch zu Gesicht bekommt, stets *Ameisen* an derselben herumklettern. Will man eine dieser Früchte genießen, so hat man erst peitschend und pustend die Ameisen zu entfernen, wobei in den meisten Fällen ein Herüberlaufen derselben auf die Hand, wenn nicht gar ein Verschlucken des einen oder anderen dieser kleinen Tierchen mit in Kauf zu nehmen ist. Den vornehmsten Geschmack dürften die *Mangostane* haben, mit etwa fünf in einer weichen Schale sitzenden weißen Kernen, die aber nach kurzer Zeit schon in Fäulnis übergehen, aus welchem Grunde auch diese indische Frucht die einzige sein soll, welche der Königin Viktoria bei der Eröffnung des Suezkanals nicht vorgesetzt werden konnte.

Zweckentsprechende *Kleidung* kann man sich in Batavia bei chinesischen oder europäischen Schneidern recht billig verschaffen. Die Europäer in Holländisch-Indien tragen meist weiße Leinenkleidung, die in Britisch-Indien nicht so allgemein gebräuchlich ist. Darunter benutzt man am besten leichtes

wollenes Unterzeug; keinesfalls sollte eine wollene Binde fehlen, die bei plötzlichen Temperaturwechseln in ausgezeichneter Weise vor Erkältungen schützt. Für den Verschluß der weißen Leinenkleidung werden mit Vorliebe die aus den Malakkastaaten und aus Siam kommenden Silberknöpfe verwandt, welche dort als Münze dienen.

In den Hotels findet man eine beschränkte Anzahl als Reisebegleiter geeigneter *Diener*, die wohl ebenso zuverlässig sind, wie die anderswo im Osten gefundenen. Bei ihnen allen tut man ja gut, eine gewisse Vorsicht walten zu lassen, um nicht bei Einkäufen oder Vereinbarungen mit dritten indirekt übervorteilt zu werden. Mehr noch als der rein materielle Nachteil, den man dabei erleiden könnte, drückt das Gefühl, daß bei den Farbigen der Eindruck von geringer Intelligenz auf seiten ihrer weißen Schutzbefohlenen hervorgerufen wird nach jedem Fall, in welchem ihnen ein solches Manöver gelungen ist, wodurch ihre Verderbtheit dann stufenweise weiter verschlimmert wird.

Man wird auch oft gezwungen sein, die Ausgaben selbst zu bestreiten, da die malaiischen Diener selten im stande sind, ordnungsmäßig Rechnung abzulegen. Im übrigen muß ihre Anspruchslosigkeit und ihr bescheidenes Wesen lobend erwähnt werden.

Während meines Aufenthalts auf Java kommt mir zu statten, daß ich früher einige Kenntnisse der holländischen Sprache erlangt habe. Im übrigen findet man bei den meisten Holländern Verständigung durch Deutsch oder Englisch. Letztere Sprache ist demnach, wie allgemein im Osten, so auch in Holländisch-Indien von Nutzen.

Für meine Reise durch Java nehme ich einen vom Hotel empfohlenen Diener an, dessen Name so fremdartig klingt, daß ich vorziehe, ihn mit dem im Osten allgemein beliebten Worte »Boy« zu rufen. Sonst ist in Holländisch-Indien der Sammelname für alle Arten Kellner, Diener u. s. w. das Wort »Jongens«, das aber in Privathäusern meist durch den entsprechenden malaiischen Namen ersetzt wird.

Mein Boy spricht einige Worte Englisch, indes erinnert seine

Grammatik an diejenige *der Kinder*, die sich um Deklination und Konjugation wenig kümmert. Er spricht von sich immer in der dritten Person. Wenn er etwas nicht weiß, so heißt das zum Beispiel: »Bui noh noh« (soll heißen: Boy not knows). Eine stereotype und recht häufig wiederkehrende Bemerkung ist: »Bui noh muni« (soll heißen: Boy no money = Boy muß Geld haben).

Für das Wort Essen will er unter keinen Umständen einen Ausdruck gebrauchen; während der ganzen Reise drückt er alles, was irgendwie mit dem Worte Essen zusammenhängt, durch eine einzige Geste aus, indem er die rechte Hand mit drei zusammengelegten Fingerspitzen zum Munde führt. Will er sagen: »Soll ich Ihnen Essen bestellen?«, oder auch: »Ich selbst möchte essen gehen«, oder: »Diese Früchte kann man essen!«, so wird das alles in kürzester Weise durch die beschriebene Geste ausgedrückt, und es bleibt seinem Herrn überlassen, die beabsichtigte Mitteilung aus den übrigen Verhältnissen kombinierend, zu erraten.

Sonst entbehrt der Boy nicht einer gewissen Intelligenz und eines sogar treuherzigen Gesichtsausdruckes, der aber momentweise auch mit einem fanatischen wechselt, so daß ich doch das Gefühl habe, daß man immer auf eine Übervorteilung oder eine plötzliche unverständliche Handlungsweise gefaßt sein muß.

Für ein besonderes Zimmer brauche ich für diesen Diener nicht zu sorgen. Nachts findet er sein *Ruhelager* vor meiner Tür auf der Veranda zu ebener Erde, auf den Steinfliesen liegend. Seine Mahlzeiten werden ihm auch nicht vom Hotel in Anrechnung gebracht, der Reisende wird diese indirekt mit der Zahlung für seinen eigenen Unterhalt vergüten.

Das *Eisenbahnwesen* muß man als in recht guter Verfassung befindlich bezeichnen. Die meisten Bahnen werden vom Staat verwaltet, sind schmalspurig und vermeiden vorläufig die Nachtfahrten. Die durchgehenden Züge auf den Hauptstrecken gehen Morgens gegen sechs Uhr ab, setzen die Reise, unterbrochen nur von einer kurzen Mittagspause, bis Nachmittags gegen sechs bis sieben Uhr fort, um welche Zeit eine größere Stadt

oder ein eigens dazu errichtetes Stationshotel, welches Abendessen und Nachtquartier gewährt, erreicht wird.

Der Schnellzug von Batavia zum Osten legt auf diese Weise die Reise bis Soerabaja in zwei Tagen, mit Übernachtung in *Maus*, zurück, von wo eine weitere Tagereise den Reisenden bis an die Ostspitze nach Bajuwangi bringt. Für Tages- und Abendmahlzeiten an den Stationen ist gut gesorgt, die Beamten sind freundlich und dienstbeflissen. Insbesondere müssen auch noch die Abteile erster Klasse, welche die Europäer meist benutzen, gelobt werden.

Politisches.

Aufenthaltschein. Vorsichtsmaßregel der Regierung. Generalgouverneur. Beamten-Kontrollrundreisen. Zuziehung von aus alten angesehenen Eingeborenenfamilien stammenden Beamten. Java eine Musterkolonie. Landverkauf und -verpachtung. Verbindung des Feudalsystems mit sozialistischen Prinzipien. Erlaubnisschein für Waffenführung. Forts. Gefahr der Kanonen in den Händen eingeborener Soldaten. Fidus über Waffentechnik. Die Technik als Hüter der Kultur. Die Vervollkommnung der Waffen wird den Weltfrieden bringen. Besorgnis vor Japanern. Japans Kundschafter. Ihre Vaterlandsliebe. Das historische Recht der Holländer. Zweifel bei der Beurteilung der Missionstätigkeit.

Nachdem der Reisende im Hotel des Ankunfthafens Aufenthalt genommen, wird er sogleich darauf aufmerksam gemacht, daß er einen *Aufenthaltschein* nachzusuchen hat und daß die etwa mitgebrachten Waffen zur Einfuhr angemeldet werden müssen. Der Aufenthaltschein gibt der Regierung in gewissem Grade eine Kontrolle über die in ihrem Bezirk sich aufhaltenden Fremden. Mit Rücksicht auf die politische Situation würde man es verstehen können, wenn sie deren Verkehr zu erschweren suchte, wenngleich dies tatsächlich nicht beabsichtigt ist und sich auf die Dauer auch kaum durchführen ließe.

Man hört davon, daß manche Reisende die Nachsuchung dieses Aufenthaltscheines unterlassen, doch dürfte man gut tun, sich der relativ einfachen Formalität zu unterziehen, denn, wo immer man in Beziehung zu Behörden zu treten hat, wird die Erfüllung dieser Vorschrift von Nutzen sein, umsomehr als normalerweise dieser Schein dem Europäer sogleich ausgestellt und dann in verschiedenen amtlichen Zeitungen der einzelnen Bezirke veröffentlicht wird.

Die ganze Maßregel mag zusammenhängen mit dem Gefühl der *Vorsicht der Regierung* gegenüber den Millionen von Eingeborenen und etwaigen aufrührerischen Einflüssen. Das Bewußtsein, so weit von der heimischen Zentrale und von zwischenliegenden Stützpunkten entfernt zu sein und die Schwierigkeit,

trotz der nicht geringen Gesamtstärke des indischen Heeres von *vierzigtausend Mann*, sogleich eine entsprechende Flotten- und Militärmacht in einem Gebiet zu entfalten, das fünfzigmal so groß ist wie der Heimatstaat, macht nicht nur die Regierung, sondern auch sogar den einzelnen Holländer vorsichtig im Verkehr mit Fremden, anderseits aber auch diplomatisch den Eingeborenen gegenüber. Übergriffe gegen die letzteren sind äußerst selten und würden bei dem vorzüglichen Regierungsystem auch sehr schnell und sehr empfindlich bestraft werden.



Regierungsgebäude in Weltevreden.

An der Spitze der Regierung steht der *Generalgouverneur*, der in Buitenzorg wohnt und dem der sogenannte »Rat von Indien« zur Seite steht. Die höchsten Beamten in einem gewissen Bezirk sind die Residenten; unter ihnen stehen die Regenten, eingeborene Beamte, die angesehenen Familien angehören und von denen einzelne bis zu vierzigtausend Gulden jährlich an Einkünften erreichen. Diesen zur Seite stehen »beratender« Weise die meist europäischen Assistenten-Residenten. Unter beiden stehen wieder die Wodanen, die auch noch hundert bis dreihundert Gulden monatliches Gehalt beziehen, darunter wieder die Ortsvorsteher, die Patti.

In eigens dazu bestimmten Hallen einfachster Art versammeln die Beamten die Eingeborenen der Dörfer ihres Bezirkes oder

auch wohl die Ortsvorsteher aus verschiedenen Gemeinden und hier, auf der Erde knieend oder hockend, empfangen diese die Vorschriften und Verfügungen der vorgesetzten Behörden. Von Zeit zu Zeit finden zudem *Kontrollrundreisen* von besonders dazu angestellten Beamten statt.

Es ist als Regel durchgeführt, daß die ausübende Gewalt unter normalen Umständen in den Händen der aus den erwähnten alten angesehenen *eingeborenen Familien stammenden Vorgesetzten* belassen bleibt.

Diese haben infolge ihrer einträglichen Besoldung somit das größte Interesse daran, ihre Stellung nicht zu verlieren, was geschehen würde, falls sich irgendwelche der Regierung unliebsamen Erscheinungen in ihrem Bezirke zeigen sollten.

Ein solches Heranziehen der inländischen Notabeln, denen das Volk zu gehorchen gewohnt ist, scheint in Gebieten, welche eine derartige Organisation schon früher besaßen, im allgemeinen sich zu empfehlen und ist auch in den englischen Kolonien vielfach mit Erfolg durchgeführt. Der Umstand, daß auf Java eine solche Eingeborenenregierung seit Jahrtausenden bestand und im Volke geachtet wurde, vor allem aber die kluge Mitbenutzung dieser bestehenden Organisation hat es den Holländern in erster Linie ermöglicht, die Verwaltung des Landes so zu gestalten, daß das Gebiet heute als *Musterkolonie* bezeichnet werden kann und als solche selbst von englischer Seite anerkannt wird.

Wesentlich zur Wohlfahrt des Landes und zur Beruhigung der Eingeborenen tragen die Bestimmungen bei, welche bezüglich des *Verkaufes und der Verpachtung des Landes* getroffen sind. Es würde zu weit führen, dieselben im einzelnen zu behandeln, doch ist, kurz erwähnt, vor allem Vorsorge getroffen, daß keine größeren Landstrecken in die Hände eines einzelnen Eigentümers, sei dieser nun ein Europäer oder Inländer, kommen können, sondern daß das Land in der Hauptsache der Regierung verbleibt, welche die Verpachtung an Gemeinden nach bestimmten Grundsätzen und an einzelne Persönlichkeiten unter wohlwollender Beachtung der Interessen der Eingeborenen vornimmt.

In manchen Gemeinden besteht ein förmlich kommunistisches

System, indem große Gebiete gemeinsam von ihren Bewohnern bearbeitet werden und ihre Erträgnisse nach Abgabe eines Teiles an die Verwaltungsbeamten und die Regierung unter den Mitgliedern der Gemeinde verteilt werden. Man könnte dieses Verfahren als eine seltsame *Verbrüderung des Feudalsystems* mit *sozialistischen Prinzipien* bezeichnen.

In früheren Jahren erlangte die Regierung aus den hier zu entrichtenden Teilbeträgen und den Verkäufen der Bodenprodukte, die für die Regierung wieder die Neederlandsche Handels-Matschapij auf den Weltmarkt brachte, große Einkünfte.

Jetzt ist der Bodenertrag wesentlich zurückgegangen, insbesondere haben die Erträgnisse der Kaffeekultur an sich nachgelassen und außerdem die erzielten Preise auch durch die große brasilianische Produktion eine wesentliche Einbuße erlitten, so daß die heutigen Kaffeeplantagen als entwertet bezeichnet werden müssen.

Als lohnend wird dagegen die Koprapflanzung, das ist Anpflanzung von Kokospalmen angesehen, während der Zuckerbau nur periodisch, je nach dem Stande des Weltmarktes, gewinnbringend ist. Den Hauptgegenstand der Bodenwirtschaft bildet im übrigen die *Reiskultur,* welche auch das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen abgibt.

Die schon erwähnte Fürsorge der Regierung in Bezug auf Bewahrung des Landbesitzes für Eingeborene dürfte dazu beitragen, da diese sich dadurch gewissermaßen als die wirklichen Herren und Mitbesitzer der Insel fühlen, die relative Zufriedenheit der Javaner mit der Herrschaft der Holländer und ebenso das ruhige Selbstbewußtsein in ihrem Auftreten zu befestigen. Es mag sich darum eine ähnliche Praxis in Kolonien mit einigermaßen umfangreicher Eingeborenenbevölkerung empfehlen.

Der Ankömmling wird auch gleich darauf aufmerksam gemacht, daß für *etwa einzuführende Gewehre* erst ein *Erlaubnisschein* eingeholt werden muß. So verlangt es eine Bestimmung, die von der holländischen Regierung in gleicher Weise angenommen wurde, wie sie von der englischen Regierung in Vorderindien getroffen ist und die notwendig erscheint, um die Ansammlung von größeren Waffendepots bei den Eingeborenen

zu verhindern und dadurch einer etwaigen Gefahr von Aufständen vorzubeugen.

Die Eingeborenen dürfen Gewehre nur mit besonderer Erlaubnis führen und erhalten diese auch nur ausnahmsweise und nur für Vorderlader.

Bei der somit vorhandenen genauen Kontrolle wäre eine Verheimlichung großer Waffenvorräte fast undurchführbar, selbst wenn es den Eingeborenen gelingen sollte, Gewehre einzuschmuggeln, denn bei der geringen Kenntnis des Mechanismus und der Unmöglichkeit, ohne Genehmigung der Behörde Schießversuche zu machen, würden die Vorräte praktisch nutzlos sein.

Diese verhältnismäßig einfache Maßnahme ist deshalb mehr wie irgend eine andere geeignet, die europäische Oberherrschaft im Lande zu sichern. Ohne dieselbe würde auch England mit seiner verhältnismäßig geringen Besatzung Vorderindien nicht halten können. Hier wie dort finden wir außerdem an größeren Plätzen sogenannte *Forts* errichtet, in denen sowohl einheimische Soldaten als auch ein gewisser Stamm europäischen Militärs stationiert sind.

Es ist dafür gesorgt, daß um die Forts ein *freies Vorgelände* bleibt, welches leicht bestrichen werden kann, so daß größere, schlechtbewaffnete Haufen auf demselben sich gar nicht vorschieben können, ohne einem verderblichen Gewehrfeuer ausgesetzt zu sein und dezimiert zu werden.

Auf diese Weise bietet selbst ein kleines Fort eine verhältnismäßig große Sicherheit gegenüber feindlichen Angriffen, selbstverständlich vorausgesetzt, daß die Besatzung treu bleibt und der Feind *keine Kanonen* besitzt. Geschütze könnte man aber nicht auf Java einführen, ohne daß sie an den Häfen bemerkt würden, und zudem erfordern solche Kanonen zu ihrer Handhabung noch weit mehr technische Kenntnisse als Gewehre und bedingen deshalb Schießübungen, die den Behörden nicht verheimlicht werden könnten. Aus Vorsicht überläßt man übrigens in Britisch-Indien gar nicht einmal mehr die Geschütze den einheimischen Soldaten und zwar seit dem großen Aufstande, der sogenannten indischen Meuterei im Jahre 1856, während welcher einige Batterien, die von einheimischen Soldaten bedient wurden,

zum Feinde übergingen und dadurch verhängnisvollerweise den Eingeborenen eine gefährliche Angriffswaffe verschafften, durch welche der Widerstand der Aufrührer lange Zeit aufrecht erhalten werden konnte. Seit dieser Zeit werden die Geschütze nur noch europäischen Soldaten anvertraut und es ist dadurch unmöglich, daß das Volk ohne Unterstützung einer fremden Macht für längere Zeit einen Aufstand unterhalten oder gar die Oberherrschaft bekommen könnte.

Über den Einfluß der Waffentechnik führte Fidus übrigens einmal des längeren aus:

»Erst die Erfolge der Technik und der technische Ausbau der Waffen haben der weißen Rasse und überhaupt dem intelligentesten Volke die Vorherrschaft auf Erden gesichert.

Zu der Zeit, da nur Schwerter, Pfeile und Speere einen Kampferfolg bestimmten, konnte ein kleines, wenn auch tapferes Häuflein nur für kurze Zeit einer Überzahl von Angreifern widerstehen, und eine unverhältnismäßig große ungebildete Masse, wie sie beispielsweise in Indien auf jeden Europäer kommt, würde selbst der größeren Intelligenz und moralischen Festigkeit dieser Wenigen auch heute noch überlegen sein, wenn beide Parteien über dieselben primitiven Waffen verfügten, da bei deren Benutzung die geistige Überlegenheit nicht zur Geltung kommen kann.

So war es den Hunnen möglich, da sie praktisch dieselben Kampfmittel besaßen wie die höher gebildeten Westeuropäer, in ihrer ungeschwächten Naturkraft heranstürmend, eine verweichlichte, wenn auch kultivierte Bevölkerung zu überwältigen und zu knechten. Bei dem jetzigen Stande der Waffentechnik ist ähnliches unmöglich. Die Angriffe unorganisierter Horden einer ungebildeten Bevölkerung, die unfähig wäre, selbst etwa beschaffte moderne Kampfmittel mit der erforderten Sorgfalt zu benutzen, würden an der gewaffneten Intelligenz der etwa um ihre Existenz kämpfenden und ihre Kräfte in solchem Falle konzentrierenden weißen Bevölkerung zerschellen.

Die Fortschritte der Waffentechnik haben auch mehr wie

alles andere zur Schaffung geachteter Gesetze beigetragen. Sie haben vor allen Dingen den Umfang der Wirkung der Gesetze, gewissermaßen ihren Aktionsradius, erweitert über Gebiete selbst verschiedener Völkerschaften, und werden mit der Steigerung in der Fruchtbarkeit und Unkontrollierbarkeit der Waffentechnik, wie sie beispielsweise allein schon die Entwicklung der Luftschiffahrt mit sich bringen wird, ohne Frage auch den Völkern den dauernden Frieden bringen.

Das Weiterschreiten der Waffentechnik enthebt uns auch der müßigen Sorge vor einer *gelben Gefahr*, die des öfteren erörtert wurde.

Man wird ja schließlich geneigt sein, die Erfolge der Japaner als einen Beweis des Gegenteils anzuführen. Indes war es diesem Volke unter Benutzung der von Europa entlehnten Gedanken und Machtmittel, unterstützt auch durch einen gewissen nationalen Fanatismus, der durch Herübergreifen einer europäischen Macht in Gebiete, die seit Jahrtausenden rein asiatische Beziehungen, insbesondere auch zu Japan unterhielt, auch nur deshalb möglich, ein Volk der weißen Rasse zurückzudrängen, weil dieses unter unverhältnismäßig großen Schwierigkeiten, fern von der Operationsbasis kämpfen mußte. Die europäische Macht konnte in diesem Falle auch umsoweniger Aussicht auf Erfolg haben, als seiner Armee das Lebensinteresse an diesem Kriege abging, weil auch infolge des bei ihm herrschenden Absolutismus weder das Organisationsvermögen der Leitung noch die Intelligenz der Soldaten sich zu der Höhe entwickeln konnte, die es befähigt haben würde, den unter Mitwirkung vieler günstiger Umstände kämpfenden Asiaten zu widerstehen.

Dieses Beispiel zeigt deshalb nur, wie selbst ein gutes Material durch ungünstige Umstände und Behandlung den ihn sonst zukommenden Sieg verlieren kann. Ein Kampf aber unter gleichen Außenbedingungen zwischen Völkern der weißen und der farbigen Rasse muß stets zu Gunsten der Weißen ausfallen.«

Seit dem russisch-japanischen Krieg ist auch gerade auf Java eine gewisse Besorgnis betreffs politischer Absichten der Japaner auf die malaiischen Inseln vorhanden, jedoch dürfte sich dieselbe als grundlos erweisen. Wohl sind auf Java sowohl wie in fast allen auf der Ostindischen Reise berührten Plätzen, sei es in China, Korea, Französisch-Kochin-China bis Singapore und Kiaoutschau japanische Spione anzutreffen, die teils im Lande selbst durch alle möglichen Gewerbe, meist Uhrmacher oder Photographen ihre Absicht verdecken, teils aber auch im Lande herumreisen und es verstehen, dauernd die Verhältnisse auszukundschaften und dabei durch geschickt gewählte Kleidung, Haar und Mimik, je nach Bedarf, etwa in China den Chinesen, in Vorderindien einen der Angehörigen indischer Völkerstämme zu kopieren.

Hier angefügt sei ein Bild, welches ein japanisches Ladenschild aus Kiaoutschau darstellt, das schon wegen der eigentümlichen Schrift auf den Aushängetafeln bemerkenswert ist. Wenn man nun zwar weit entfernt sein mag, gerade diesen Herrn als Kundschafter zu bezeichnen, so werden doch im allgemeinen derartige Gewerbetreibende von der weißen Bevölkerung im Osten ein wenig daraufhin angesehen und in manchen Fällen auch wohl nicht ganz mit Unrecht. Die Vertreter der japanischen Interessen passen sich in vollendeter Weise ihrer Umgebung an. In China z. B. lassen sie sich den schönsten Zopf wachsen, verschaffen sich den Rang von Mandarinen und werden häufig genug von Chinesen selbst als die ihrigen angesehen.

In Kochin-China sah ich einen Japaner mit einem unternehmend aufgedrehten kleinen Schnurrbart, wie ihn die dortigen Franzosen tragen, auch in der Hautfarbe war er kaum von diesen zu unterscheiden, und im Inlande von Java ließ sich ein Japaner erblicken, der im Äußern fast genau den dortigen einheimischen Halbblut ähnelte. Als ich ihn zweifelnd ins Auge faßte, grinste er verlegen und es schien mir fraglos, daß er auch auf irgend welchen Kundschaftergeschäften sich befand.

Immerhin kann man den Japanern die Anerkennung ihrer hohen *Vaterlandsliebe* und des *Gemeinsamkeitsgefühles* nicht versagen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß Japaner, die selbst

unter äußerst prekären Lebensverhältnissen an fremden Orten verweilen, sich geradezu darum bemühen, nebenbei für die Regierung ihres Landes Geheimdienste zu tun, worin sie in ihrem Solidaritätsgefühl eine ihrer höchsten ideellen Aufgaben erblicken.

Im übrigen scheint gerade für Java eine dauernde Gefahr von seiten Japans ausgeschlossen, denn die *feinfühligen Javaner* dürften sehr bald herausfinden, daß die Japaner in unverhältnismäßig größerer Weise Nutzen aus ihrem Lande zu ziehen geneigt sein würden, als es die Holländer tun.



Merkwürdige Inschrift an einem japanischen Laden in Kiaoutschau.

Nach den Eindrücken, die ich auf Korea gewann, würden die Japaner kaum das uneigennützige Regiment führen, dessen sich die malaiischen Inseln erfreuen, und da sie auf Java doch viel weiter von ihrer Operationsbasis entfernt sind, so könnten sie auch militärisch nicht solche Übermacht entwickeln wie in Korea, umsomehr als die Eingeborenen Insulindes wohl die Unterstützung irgend einer anderen fremden Macht finden dürften. Auch scheint von einiger Bedeutung, daß der verhältnismäßig großen Anzahl von *Mischlingen* aus Javanern und Europäern, die in allen Verwaltungszweigen verteilt und relativ zahlreich sind, das europäische Regiment sympathischer ist als ein etwaiges japanisches.

Aus diesen Gründen könnten die Japaner auf die Dauer wenig Erfolge auf den Soendainseln erzielen, abgesehen von der Tatsache, daß sie vorläufig gar nicht die Hände frei haben, um sich für längere Zeit so weit von ihrer Heimat zu engagieren umsomehr als ihnen Korea, die Mandschurei sowie Großchina selbst unverhältnismäßig günstigere Ziele für ihre Tätigkeit eröffnen.

Es dürfte im allgemeinen überhaupt zutreffen, daß ein Volk wie die Japaner nur in solchen Gebieten Erfolg für Kolonisationsbestrebungen haben kann, welche von Weißen noch wenig durchsetzt sind, wie es beispielsweise für Korea zutraf und wie es zur Zeit in China noch der Fall ist. — In den Kreisen der Chinesen, die in den Vertragshäfen ansässig, mehr mit den Weißen in Berührung zu kommen, regt sich schon die Besorgnis vor den Japanern. — Dort aber, wo wie auf Java das weiße Element, wenn auch nur spärlich, überall verbreitet und einen achtunggebietenden Einfluß ausgeübt hat, wird eine niedrigerstehende Rasse auf die Dauer keinen kolonisatorischen Erfolg mehr erreichen können.

Zudem gibt das mustergültige Verwaltungssystem der holländischen Regierung derselben gewissermaßen ein historisches Recht auf diese Gebiete, und die Geschichte zeigt, daß nur dort eine Kolonialregierung sich nicht halten konnte, wo offenbare Mißstände einer anderen Macht die Unterlage zur Einmischung abgaben.

Die innere Berechtigung, die beispielsweise den Amerikanern auf Hawai und Cuba, den Engländern in Transvaal Veranlassung boten, in orthodoxe oder in ihre Rechtsverhältnisse korrumpierte

Verwaltungen einzugreifen, fehlt eben in geordneten Gebieten, wie Java ein solches zur Zeit darstellt.

Es ist eine auffallende und beachtenswerte Tatsache, die der Reisende im Osten nicht übersehen kann und daher nicht unerwähnt bleiben darf, daß die meisten politischen und kommerziellen Vertreter aller europäischen Nationen die *Missionsgesellschaften* als dem Einfluß der Europäer mehr Schaden wie Nutzen bringend bezeichnen. Man mag sich dem nicht so generell anschließen; denn ohne Frage haben es einzelne Persönlichkeiten aus der Reihe der Missionare verstanden, sich Achtung bei den Eingeborenen zu verschaffen, besonders diejenigen, welche mit ihrer Glaubenstätigkeit rein praktische Unterweisungen verbanden, seien diese auf dem Gebiete des Unterrichts, des Handwerkes, oder mit einer Tätigkeit als Arzt unter den Eingeborenen zur Geltung gekommen. Aber das hindert nicht, daß die Erfolge der Mehrzahl dieser Missionare sehr zweifelhaft bewertet werden. Überall hört man, daß ihnen die Ursache zu manchen Streitigkeiten und Differenzen zwischen Eingeborenen und Weißen, ja sogar an den großen Kriegen zugeschoben wird, während die rein praktischen Ergebnisse insoweit täuschen sollen, als bei näherer Untersuchung die sogenannten bekehrten Eingeborenen ihre Zugehörigkeit zur Gemeinde meist nur gegen materielle Vorteile eingetauscht haben und daß zu diesen äußerlich Bekehrten häufig genug nur die minderwertigen Elemente der Eingeborenen zu zählen sind.

Auf Java hört man von der Tätigkeit von Missionsgesellschaften wenig, die Regierung scheint dieselben nicht besonders heranzuziehen und man stößt auch auf die Meinung, daß diese Praxis zu der ruhigen politischen Lage der Insel beiträgt. Ob dies zutrifft, ist schwer zu entscheiden.

Welcomebai.

Eine Küstenfahrt.

Ein Jagdunternehmen. Der Reiz primitiver Studienreisen. Köstlicher Tropenmorgen. Malerisches Treiben der Eingeborenen. Die Landstraßen auf Java. Pferdchen im Dauergalopp. Prächtige Landschaftsbilder. Java als Bergland. Malerische Häuser. Sympathische Bevölkerung. Glückliche Lebensverhältnisse. Wachthaus am Wege. Wohlgebildete Formen und ernste Art der Eingeborenen. Ehrenbezeugungen beim Passieren der Weißen. Besuch beim Chefingenieur der javanischen Staatsbahnen und dem Assistent-Residenten. Der Phonograph als geistige Medizin. Das Fischerboot mit Holzanker. Einträgliches Salzmonopol. Gewitter. Stilliegen um Mittagszeit. Reiskochen. Unser Bootsführer Hadschi. Vulkan Krakatau. Pepperbai. Die Schlangen der Prinseninseln. Raumverhältnisse, Süßwasserversorgung. Eisgekühlte Getränke. Bantengs. Krokodile. Dickhäuter. Verirren im Urwald. Jagd auf Fische mit Säbeln. Die Strafe für ein Bad. Dankenswerte Hilfe durch Boy. Abschlußbesuch bei Herrn R.

Während des Aufenthaltes in Batavia habe ich mich darum bemüht, Anschluß an eine *Jagdexpedition* zu erhalten, um auf einer solchen Land und Leute besser kennen zu lernen. Schon in Japan und China konnte ich die Erfahrung machen, daß sich die Eingeborenen weit natürlicher zeigen und man viel ungestörter Betrachtungen anstellen kann, wenn man einen ihnen verständlichen *Reisezweck* verfolgt.

Jeder Zweifel über die Absichten des Europäers macht die Eingeborenen, übrigens analog der Landbevölkerung mancher Teile Europas, mißtrauisch, ruft die Neugier und ausnahmsweise auch Zudringlichkeit der Leute hervor, die dem Reisenden geradezu unangenehm werden kann. Dies fällt fort, wenn den Eingeborenen der Reisezweck bekannt ist und dadurch ihr Interesse mehr den objektiven Maßnahmen des weißen Mannes als diesem selbst zuwenden.

Die augenblickliche *Jahreszeit* ist für ein Jagdunternehmen gerade die denkbar *ungünstigste* und ich bin froh, daß sich endlich die Möglichkeit bietet, mit einem an der Westküste von Java, an der Soendastraße wohnenden Herrn eine derartige Fahrt unternehmen zu können, obwohl es ungewiß ist, ob sie in zweckdienlicher und Erfolg versprechender Weise ins Werk gesetzt werden wird.

Indes auch das *Primitive* hat gerade für *Studienzwecke* einen gewissen Reiz und *Vorteile.* Zudem bin ich durch die Führung des erwähnten Herrn M. von der Verantwortlichkeit für den Erfolg entbunden und begebe mich um so leichteren Herzens auf die Reise, unter Verzichtleistung auf einige in Batavia einladende gesellschaftliche Vergnügungen, begleitet nur vom Boy, dem malaiischen Diener.

In aller Frühe verlassen wir Batavia und ich habe Gelegenheit, die *köstlich milde Frische des kaum erwachten Tropenmorgens* und besonders auch das malerische Treiben der Eingeborenen auf den Straßen und an den Flußufern zu beobachten, noch ungestört von der Hitze, die in den späteren Stunden sowohl die psychologische Empfänglichkeit als auch die körperliche Leistungsfähigkeit so sehr beeinträchtigt.

Wenn schon in allen Ländern die frühen Morgenstunden den reinsten Naturgenuß bieten, umsomehr darf man sagen: Was kann es in dieser Art Schöneres geben als die ersten Tagesstunden solch herrlichen Tropengebietes, wenn die bestrickenden Düfte der Natur, gleichsam in noch träumerischer Zartheit, unsere aufnahmefreudigen Sinne entzücken und man glauben möchte, in den vorüberziehenden Nebelhauchen den warmen Atem unserer Mutter Erde zu verspüren.

Die Eisenbahn führt uns in einigen Stunden nach *Ranjas Betoeng,* wo wir einen der gebräuchlichen, mit drei feurigen kleinen Hengsten bespannten zweirädrigen Karren mieten, die gefedert sind und vier dos-à-dos-Sitze aufweisen.

Die *Landstraßen auf Java* sind in einer den Umständen nach idealen Verfassung. Die Regierung hat geschickter Weise in einzelnen Gebieten die aus alter Zeit stammende Einrichtung,

die Bevölkerung alljährlich zur *unentgeltlichen Arbeit* an den Landstraßen heranzuziehen, aufrecht erhalten. Wir treffen einige Male derartige mit Wegearbeiten beschäftigte Abteilungen Eingeborener, die sich in zwangloser Weise ihrer Aufgabe entledigen und den Eindruck machen, als betrachten sie diese Leistung mehr als einen Sport oder als eine selbstverständliche und angenehme gemeinsame Unterhaltung.

Durch das ganze Land zieht sich infolge des erwähnten Systems eine Anzahl mittelbreiter, sehr gut erhaltener Landstraßen, die den kräftigen Pferden gestatten, *stundenlang* im *Galopp* zu verharren und dadurch eine schnelle Beförderung des Reisenden sichern. In allen größeren Dörfern befinden sich Stationen, an denen man schnell Anschlußbeförderung zu einem festgelegten, verhältnismäßig geringen Satze, etwa pro Kilometer dreiviertel Mark erhalten kann und selten braucht der Reisende das drückende Gefühl mit in Kauf zu nehmen, daß die vierbeinigen Kreaturen über das Maß ihrer Kräfte oder in elendem Gesundheitszustand für ihn arbeiten, wie er es in Europa bei Droschken- und anderen Gäulen, wenn auch mit Bedauern, öfter geschehen lassen muß.



Das übliche dreispännige Reisegefährt auf Java.

Auf einer der Inseln des Malaiischen Archipels, wenn ich nicht irre, auf Lombook, sind besondere *Zuchtanstalten* für diese *Pferderasse* vorhanden; die Eingeborenen Javas aber züchten auch selbst solche Pferde. Einen Begriff von dem Selbstbewußtsein der Javaner, einer gewissen Ritterlichkeit oder einer in anderer Weise begründeten eigentümlichen Anschauung mag der Umstand geben, daß dieser es unter seiner Würde hält, eine Stute zu fahren oder gar eine solche zu reiten. So sieht man auch für den Postdienst ausschließlich kräftige Hengste verwendet, die geradezu *wunderbare Leistungen* im Dauergalopp ausführen.

Bei längerer Fahrt mit demselben Gespann ist nur etwa alle 1—1½ Stunden eine *kurze Pause* zur Tränkung der Tiere an bestimmten Orten vorgesehen.

Die Straßen vermeiden große Umwege und Böschungen, vielleicht mit Rücksicht auf den Kostenpunkt; der Straßenbauer führt die Linie bei Talsenkungen steil hinab und ebenso steil wieder hinauf.

Es ist, als ob die Pferdchen diese Senkungen schon von weitem witterten, denn noch bevor sie vor den Abstieg gelangen, verschärfen sie ihren Galopp, der bei der Bergabfahrt immer mehr anwächst und auf dem Grunde der Senkung in ein fast *aufregendes Rasen* übergeht, so daß man sich unwillkürlich mit beiden Händen am Sitz festhält. Durch den erreichten Schwung aber ermöglichen es die Tiere, auch das gegenüberliegende steile Ufer im Galopp zu überwinden.

Die Wege selbst zeigen fast in allen Landesteilen stets *wechselnde, prächtige Landschaftsbilder,* deren Schönheit alle Reisenden in enthusiastischer Weise anerkennen und oftmals beschrieben haben. Insbesondere der Charakter *Javas als Bergland* bringt die wundervolle Abwechslung zwischen ausgedehnten *Waldgebieten, Schluchten* und felsigen *Paßübergängen* mit rauschenden *Bergströmen* und der stets wieder zur Bewunderung hinreißenden *üppigen Vegetation* hervor.

Fast immer hat man die Aussicht auf die eine oder andere *malerische Gebirgsgruppe* oder einen einzelstehenden *Vulkan,*

oft auch den Blick von der Höhe auf das Meer und die reizvollen Bilder der Küstenlandschaft.

Die freundlichen, *einfachen Häuser* sind in Palmen- und Bananenhainen fast versteckt oder wenigstens von einigem Baumwuchs umgeben, und der Umstand, daß die durchschnittlich *sympathische Bevölkerung* in *auskömmlichen*, wenn nicht *glücklich zu nennenden Lebensverhältnissen* sich befindet, muß den Genuß am Reisen noch bedeutend erhöhen.

Einige Teilstrecken des Weges nach *Padaglan* sind ungemein reizvoll: eigenartig geformte, mächtige Bäume, der Wiringienart angehörend, fassen den Weg ein. Ihre Kronen schließen sich über der Mitte des Weges zusammen, so daß man glauben könnte, durch ein endloses architektonisches *Bogengewölbe* mit aller seiner Erhabenheit zu fahren.

In Abständen von etwa einer Meile sehen wir zu den Seiten des Weges, entweder isoliert oder in der Nähe einer Eingeborenenhütte ein kleines *Wachthaus am Wege* und daneben hängend den unvermeidlichen Kentong, ein aus einem aufgeschlitzten Holzstamm einer besonders geeigneten Holzart gebildetes Instrument, das seit Jahrhunderten den Eingeborenen als *Signalapparat* dient.



Der Kentong oder Signalapparat der Javaner.

Dieses in seiner akustischen Wirkung der Trommel am nächsten stehende Instrument hängt in vielleicht unbewußter Anwendung der physikalischen Regeln, an einem nachgiebigen, aus Pflanzenfasern gebildeten Strick und zwar in der Weise, daß das untere Ende ein wenig in eine Ausmuldung des Bodens hineinragt, ohne aber deren Seitenwände zu berühren. Durch Schläge mit einem Holzhammer, entweder unmittelbar gegen den mittleren, zweckmäßig noch an der Anschlagstelle mit einem Stück Kuhhaut überzogenen Teil, welche in den Zeitintervallen und in der Stärke wechseln, verstehen es die Eingeborenen, die *verschiedensten Nachrichten* sehr schnell *über das Land zu verbreiten.* Es ist erstaunlich, wie weit der trockene und doch eines gewissen Klanges nicht entbehrende Ton, besonders auch im Walde trägt. Eine ähnliche Klangwirkung vernehmen wir in Europa, zwar *nur selten,* dann, wenn etwa auf einem Zimmerplatz ein Balken gerade in einer hierfür günstigen Lage durch den bearbeitenden Schlag des Handwerkers zum Tönen gebracht wird.

Es ist anzunehmen, daß Holzinstrumente wie der javanische Kentong die *Urform* für die heutige *Trommel* abgegeben haben, deren Benutzung zu Signalen und zur Verbreitung von Nachrichten, ja auch von Reisenden in Afrika häufig erwähnt wird.

Auf der Fahrt fallen uns besonders die verhältnismäßig *wohlgebildeten,* fast vornehmen Züge und kräftigen Formen der Eingeborenen auf, während diese, vielerlei Lasten tragend, mit einer gewissen Würde ihres Weges ziehen.

Die aus früherer Zeit stammende Sitte, beim *Passieren einer hochgestellten javanischen Persönlichkeit* ihr die ihrem Range entsprechenden *Ehrenbezeugungen* zu erweisen, wird heute auch auf den Europäer ausgedehnt und wird jedem Reisenden dort bemerkbar, wo nicht durch intensiven Verkehr, wie in den Städten, dieser Gebrauch bereits verwischt ist. Hier in der Provinz Bantam, die fast keinen Fremdenverkehr besitzt, *kauern die Eingeborenen,* Männer, Frauen und Kinder beim Erscheinen eines Weißen am Rande der Straße *nieder* und wenn sie besonders höflich sein wollen, *so wenden sie auch noch das*

Gesicht ab, hierdurch gewissermaßen zum Ausdruck bringend, daß sie sich nicht wert erachten, in das Antlitz des Höhergestellten zu blicken.

Ein Seitenstück hierzu fiel mir vor einiger Zeit in der *fernen Türkei* auf. Bei der Anfahrt des Sultans zum *feierlichen Selamlik* durfte selbst der in seinem Wagen befindliche Osman Pascha, der Held von Plewna, den Padischah nicht anschauen, sondern verharrte auf dem Rücksitz in steifer Stellung mit seitwärts gewendetem Kopf, womit er seine Minderwertigkeit gegenüber dem Sultan gewissermaßen noch öffentlich betonte*).

Ob jemals nach vielen Tausenden von Jahren alle Menschen den vollen Blick, den Ausdruck ethischer Gleichschätzung einerseits und des rückhaltlosen Vertrauens anderseits sich gegenseitig schenken dürfen?

Naht sich auf Java ein eingeborener Reiter einem Europäer, so sieht man ihn schon von weitem vom Pferde steigen und womöglich mit seitwärts gehaltenem Haupte vorüberschreiten oder sein Vorüberziehen abwartend, und es ist zuweilen erstaunlich, zu sehen, auf *welch große Entfernung* bereits die Eingeborenen das Herannahen eines Weißen bemerken und durch ihr Verhalten sogleich quittieren.

Wir besuchen in Padaglan noch einen Deutschen, Herrn R., der als *Chefingenieur der javanischen Staatsbahn* den Bau der Eisenbahn nach Laboean leitet, treffen ihn aber nicht zu Hause an und setzen unsere Fahrt *nach Menes* bald fort.

Dieser Ort bildet die letzte Station vor Laboean. Hier will Herr M., mit dem die Expedition zusammen unternommen werden soll, am anderen Morgen uns abholen.

Es ist Abend geworden, als wir eintreffen und uns zunächst bei dem sogenannten »Regenten« melden lassen, einem der eingeborenen hohen Verwaltungsbeamten, der gemeinsam mit dem Vertreter der holländischen Regierung, dem »*Assistentenresidenten*«, einen größeren Bezirk verwaltet. Der Assistentresident ist stets ein Europäer oder doch ein fast weißer Misch-

*) Während des Druckes ereignen sich die politischen Änderungen in der Türkei, die auch die beschriebenen Vorgänge beim Selamlik beeinflussen dürften.

ling, bei dem man die entfernte Verwandtschaft zu den Eingeborenen kaum mehr vermuten kann. Der Regent weist uns in freundlicher Weise, weil sein eigenes Haus im Umbau begriffen ist, Nachtquartier bei dem *Wodana* an, einem untergebenen javanischen Beamten, der hier wie an anderen Orten für von der Regierung empfohlene reisende Europäer stets ein Zimmer und ein einfaches Mahl bereit hält. *Offiziell* tut er dies *unentgeltlich* und würde sogar jedes Anerbieten auf Zahlung beleidigt zurückweisen, doch erzählten mir Bekannte, seine Gattin erwarte, daß man dem *Diener* des Hauses eine *Entschädigung* einhändigt und zwar so, daß die Hausfrau es bemerkt. Durch letzteren Vorbehalt mag man sicherstellen wollen, daß die Vergütung auch an die Herrin abgeliefert wird.

Man unterwirft sich dieser angeblichen Landesregel gern. Indirekte Vergütungen finden sich ja in so vielfacher Form unter allen Breitengraden, daß an dem System der Javaner nur die relative Naivität auffällt.

Ich besitze noch eine empfehlende Karte für den *Assistentenresidenten* des Ortes und erhalte trotz der vorgerückten Abendstunde bald nach ihrer Übersendung eine liebenswürdige *Einladung*, den Herrn sogleich aufzusuchen.

Wir treffen ihn inmitten seiner *Familie*, seiner Gattin, einer Tochter aus erster Ehe mit einer Malaiin, also *halbdunkel*, und zwei Töchtern aus der zweiten Ehe mit einer *Halbblutjavanerin*, welche deutlich den Unterschied in der geringeren Verwandtschaft mit den Eingeborenen durch ihre Hautfärbung erkennen läßt, die aber doch wieder sehr absticht von der Farbe der weißen Erzieherin, die in dem Hause weilt.

Es ist gewiß bewunderungswert, daß die Vertreter der *verschiedenen Mischungen* mit demgemäß voneinander abweichenden geistigen Eigenschaften in ein und derselben Familie harmonisch zusammenleben können.

Man bietet Erfrischungen und dazu musikalische Genüsse vermittels eines *Phonographen*. Den in unkultivierten Ländern Lebenden dient diese technische Errungenschaft zur angenehmen Unterhaltung, aber dem in der Ferne weilenden Europäer, sei

es, daß er als Zollbeamter im Innern Chinas oder als Beamter auf einsamer Plantage Indiens oder Brasiliens oder auf sonstigem isoliertem Posten sich befindet, wie ihn derzeit die Belagerten von Port Arthur einnahmen, also gleichsam zwischen Tausenden von Eingeborenen als einzig fühlende Brust und abgeschlossen von aller Kultur zu verharren hat, beschert sie ein Anregungsmittel, eine *geistige Medizin* von ungeheurem Werte. Wer bemängelt in solchen Fällen das diesem Instrument vorläufig noch anhaftende schnarrende Nebengeräusch, wenn das hungrige Ohr sich wochenlang nach einer menschlichen, stammesverwandten Stimme gesehnt, oder wer bemerkt das metallische Rasseln in seinen Obertönen, wenn er anders seit Monaten oder Jahren gar auf jeden musikalischen Genuß oder eine liebgewordene Melodie verzichten mußte.

Wenig angenehm ist mir eine Mitteilung, die ich von dem Herrn des Hauses erhalte, daß vor zwei Monaten ein anderer *Jagdgefährte* des Herrn M. von diesem unglücklicherweise einen *Knieschuß* erhalten hat und daran bald *gestorben* ist. Abgesehen von den Anstrengungen der Reise, welche nach Ansicht des Assistentenresidenten wenig Aussicht auf Erfolg haben soll, hält er das erwähnte Vorkommnis für einen entscheidenden Grund, um in wohlgemeinter Weise von der Expedition abzuraten.

Indes ist mir hiermit wenig gedient, nachdem die Reise einmal angetreten ist, und ich verabschiede mich unter den guten Wünschen der Familie.

Am anderen Morgen treten wir die Fahrt nach dem Küstenorte Laboean an, wo Herr M. bereits mit der Ausrüstung eines *Fischerbootes* für unsere Überfahrt zu dem im südlichen Teil der Westküste liegenden Jagdgebiet beschäftigt ist.

Das Fahrzeug hat ungefähr acht Meter Länge, ist normalerweise für vier bis fünf Leute eingerichtet und zeigt in der Mitte einen ziemlich großen, von einem Schilfdach überdeckten Mittelraum, der uns Europäern und dem eingeborenen Diener sowie den Küchenmaterialien eingeräumt ist, während die Bemannung auf dem etwas erhöhten, unbedeckten Vorderteil des Bootes zu schlafen und das Essen zu besorgen hat.

Auf der Mitte erhebt sich ein großer *Hauptmast,* der recht schwach und wackelig zu sein scheint, und an seinem Vorderteil hängt ein aus einem *krummen Stück Holz gearbeiteter Anker,* beschwert durch einen mit Stricken daran befestigten *Stein.*

Dieser Anker erinnert lebhaft an die Werkzeuge, die in grauer Vorzeit der *Pfahlbautenmensch* in ursprünglichster Weise zusammensetzen mußte.

Überhaupt macht das Boot einen ungemein primitiven Eindruck und etwas beklommenen Herzens besteigen wir es, nachdem eine große Menge *Reis* für die Bemannung und mehrere *Sack Salz* zum Präservieren der etwa zu gewinnenden Wildhäute eingenommen sind. Das Salz muß aus der Niederlage der Regierung, die aus diesem Handel ein *einträgliches Monopol* geschaffen hat, mit ziemlicher Umständlichkeit besorgt werden. Doch endlich können wir uns auf dem kurzen, dem Meere zuführenden Kanal in Bewegung setzen.

An dem Austritt des letzteren erweist sich der gegenwirkende *Wellenschlag der Meeresströmung* so stark, daß nur mit großer Schwierigkeit das Boot über die Barre hinweg in die See geführt werden kann, und dabei erhalten wir schon einen Vorgeschmack davon, welche Schaukelei auf der Reise mit dieser Nußschale zu erwarten ist. Bald zieht noch ein *Gewitter* herauf und bei dem durch den Sturm hervorgerufenen Wellengang wird unser kleines Fahrzeug derart hin und her geworfen, daß der schwächliche Mast umzuschlagen und sich zu lösen droht. Er muß von Zeit zu Zeit mit Stricken und Holzkeilen neu befestigt werden, während das Boot in allen Fugen ächzend und krächzend eine Menge Wasser übernimmt.

Dem Sturm folgt Stille und nun müssen wir regungslos auf der Stelle verweilen, während die ersehnte, von uns zu erreichende Küste sich in blauer Ferne klar vom Meeresspiegel abhebt.

Aber nicht nur bei Stille und Sturm zeigen sich die Mängel des Bootes, sondern auch schon bei einer etwas kräftigeren Brise, die jedem anderen Segler erwünscht wäre, weil sie ihn

schneller ans Ziel tragen müßte, erklärt der Bootsmann mit gleichgültigem Gesicht, daß nun der Wind zu stark sei und er kein Segel aufsetzen könne. Gibt es aber einmal den von uns gerade erforderten günstigen Stärkegrad Wind, so reißen zur Abwechslung die Stricke, welche die Segel halten; mit großem Gepolter, Rufen und Getöse wird zwar nach einiger Zeit der Schaden repariert, aber wieder ist eine kostbare Spanne Zeit verloren gegangen.

Am unangenehmsten ist das *Stilliegen* um die *Mittagszeit,* wenn die Sonne ihre Strahlen senkrecht auf das dünne Schilfdach wirft und man sich wundert, daß es nicht wie Zunder in Flammen aufgeht. *Kocht* dann noch die Bootsmannschaft den *Reis* für ihre Mahlzeit — eine Beschäftigung, die überhaupt für sie den wichtigsten Teil ihrer Tagesarbeit abzugeben scheint —, so daß der Rauch in die Versenkung treibt und uns selbst in die Atmungsorgane, so glaubt man, obwohl nur einen Fuß breit durch eine dünne Schale vom Ozean getrennt, in einer Hölle von Rauch und Hitze zu schmoren.

Es bedarf einer guten Menge Geduld, selbst über das Maß hinaus, das schon ohnehin im fernen Osten auf Schritt und Tritt verlangt wird, um bei unserer ohnehin beschränkten Zeit nicht die Ruhe zu verlieren.

Unser *Bootsführer* ist einer jener mohammedanischen *Hadschis*, welche die Fahrt nach Mekka gemacht haben, die nach Hause zurückgekehrt, als *halbe Heilige* betrachtet werden und nun einen schönen Turban tragen. Die Menge des Volkes gesteht ihnen ohne weiteres zu, daß sie dadurch dem Himmel um eine Stufe näher stehen und daß sie auch ein Anrecht auf alle möglichen Vorteile schon hier auf Erden gewonnen haben.

Diese Stellung wissen die Hadschis denn auch in ihrem geschäftlichen und privaten Leben entsprechend auszunutzen. Der Europäer betrachtet sie mit einem gewissen Mißtrauen und sie bilden auch ein Element, das die Regierung mit Aufmerksamkeit beobachten muß.

Sonderbare Geschichten werden erzählt von Javanern, die wohl die Mittel haben, die Reise nach Mekka zu unternehmen,

dagegen aber die Seefahrt scheuen; und wie sie Ersatzleute stellen oder auf andere Weise einen Weg finden, um sich, natürlich unter Aufopferung materieller Güter, die Attribute und die



Unser Bootsführer Hadschi.

Stellung eines Hadschi zu verschaffen. Jeden Morgen und Abend verrichtet unser Hadschi auf dem Dach in stimmungsvoller Haltung kniend sein Gebet, wobei er sich durch nichts stören läßt.

Etwa einen Tag und eine Nacht kreuzen wir mit dem Boote, passieren die *Pepper Bay* und laufen dann in eine Bucht ein,

in der von einem nicht weit entfernten Orte — Tjipining — die inländischen Jäger aufgenommen werden sollen.

Wir sind glücklich, wenigstens wieder einmal für einige Stunden festen Boden unter den Füßen zu haben, brennt auch die Sonne in unbarmherziger Weise auf uns herab.

Der Küstenstrich, auf dem wir uns hier befinden, ist derjenige, welcher seiner Zeit bei Ausbruch des *Vulkans Krakatau* zerstört wurde, teils durch Überschüttung mit Lavablöcken und glühender Asche, teils durch die ungeheure Flutwelle, die entstand, als die eine Hälfte der in fast greifbarer Nähe vor uns sichtbaren Insel *Krakatau* durch unterirdische Gewalten abgesprengt und ins Meer geschleudert wurde, wahrscheinlich infolge Eindringens und Explodierens großer Wassermassen innerhalb heißer unterirdischer Räume. Dreißigtausend Menschen sind allein auf Java durch die Flutwelle umgekommen. Ein großes Schiff wurde vom Ankerplatz hinweggerissen, durch die Flutwelle auf Land getragen und inmitten eines Dorfes abgesetzt. Auf eine Entfernung von Tausenden von Meilen war die Detonation zu vernehmen und die Aschestäubchen verstiegen sich zu ungeheuren Höhen, umkreisten den Erdball und verursachten jene wundervollen, auch in Europa sichtbaren Himmelsfärbungen, die durch die Brechung der Sonnenstrahlen in den feinsten Partikelchen entstanden. Lange wußte man für diese Erscheinungen keine Erklärung zu finden, ja diese gaben sogar zu mancherlei Aberglauben Anlaß.

Wer ist auf diesem Erdengürtel sicher, daß nicht in der nächsten Sekunde eine ähnliche Katastrophe eintritt!

Erst im Jahre 1883 geschah der Ausbruch des Krakatau und obwohl damals jede Spur von Vegetation auf diesem Küstenstrich zerstört wurde, weist er heute schon wieder überall kräftigen Gras- und Baumwuchs auf. Nicht eine einzige kahle Stelle ist mehr sichtbar; so schnell wirken die ewigen, unsichtbaren Kräfte an der Gestaltung der Erdoberfläche.

Nicht weit von Krakatau erheben sich die Prinseninseln, von denen man sagt, daß dort überhaupt nicht zu verweilen sei, weil es auf ihnen von *Schlangen* geradezu wimmele.

Die Mitteilung erinnert an ein Mittel gegen diese Amphibien, dessen sich die Bewohner einer Stadt an einem der nordamerikanischen großen Seen nicht weit von Detroit bedienten.

Eine Insel im Fluß war berüchtigt und vollständig unbewohnbar wegen der Menge auf ihr hausender Giftschlangen. Man ging dazu über, eine Anzahl Hausschweine auf der Insel auszusetzen, und diese räumten in kurzer Zeit mit dem Gezücht vollständig auf. Genannte Borstentiere gewöhnen sich ja anscheinend an alle möglichen Futterarten! Bekannt ist, daß sie in Louisiana im Delta des Mississippi mit den Resten von Alligatoren gefüttert werden, nachdem letztere der wertvollen Häute beraubt sind. Mit der Vertilgung von Schlangen würde unser Haustier allerdings eine der dankenswertesten Kulturarbeiten vollführt haben.

Während einige unserer Leute nach dem einige Meilen entfernten Dorfe gesandt werden, um die Kulis aufzusuchen, haben wir Gelegenheit, unsere *Büchsen* am Ufer auf alle möglichen Zielobjekte *einzuschießen,* und erlegen einige schnepfenartige Wasservögel, die dem Küchenzettel willkommene Abwechslung bringen.

Nach einigen Stunden sind die Leute eingetroffen und unsere Bootsbevölkerung vermehrt sich um vier sogenannte Jäger, Leute, die das Waldrevier zu kennen vorgeben, und sieben Kulis als Träger. Den ersteren ist eine *Vergütung* von fünfzig holländischen Cents, den letzteren eine Vergütung von dreißig holländischen Cents zugesagt, was nur zum Verständnis der dort herrschenden wirtschaftlichen Verhältnisse erwähnt sei. Allerdings ist hierbei *freie Station* vorgesehen, die in diesem Falle aber nichts anderes bedeutet, als ein Lagerplätzchen auf unserem keinerlei Schutz bietenden Dach des Bootes sowie eine entsprechende Menge Reis.

Nachdem vermittels eines Einbaumes, einem aus einem Holzstamm geschnittenen Boot, die Leute an Bord gebracht sind, wobei sich die sogenannten Jäger, entsprechend ihrer hohen Würde, von den Kulis getrennt halten, merken wir erst, wie wenig wir mit unseren *Raumverhältnissen* gerechnet haben,

denn nachdem die elf Leute hinzugekommen sind, bleibt kaum mehr ein Quadratfuß frei, weder auf dem Dache noch auf dem schmalen Vorder- und Hinterteil des Bootes, und wenn einer der Leute seinen Platz verändern will, so muß er sich strecken



Die Jäger im Einbaum.

und winden, um nicht bei der Fortbewegung mit irgend einem ausgestreckten braunen Arm oder Bein zusammenzugeraten.

Die Last der mitgenommenen *Wasserfässer* und der hinzugekommene Proviant an Bananen sowie einigen Dutzend in unserem Schlafraum gackernder und herumfliegender Hühner belasten und beengen das Boot im Übermaß, und das von Natur aus schon unfreundliche Gesicht unseres Hadschi wird noch um einige Grade unfreundlicher und finsterer.

Man wird von Glück reden können, wenn während der Weiterfahrt kein Sturm auftritt, denn in diesem Falle ist nicht abzusehen, was mit dem überlasteten Boot und den vielen, ohne jeden rechten Halt auf seiner Oberfläche sich anklammernden Menschen werden soll.

Wir selbst haben zwar unseren Mittelraum, aber hier sind wir doch nicht geschützt vor den Rauchmengen, die entsprechend der größeren Besatzung hereinziehen, denn leider muß nun noch viel mehr Reis gekocht werden wie bisher. Indes finde ich



Unsere Leute auf dem Boot.

mich mit dem Bewußtsein ab, es nicht anders gewollt zu haben, da gerade eine Fahrt unter primitiven Verhältnissen unternommen werden sollte.

Große Umstände verursacht auch die *Süßwasserversorgung.* Nur von wenigen an der Küste befindlichen Quellen ist das Wasser als genießbar bekannt und es nimmt eine große Menge Zeit in Anspruch, die Behälter von Zeit zu Zeit an Land zu transportieren und neu mit Wasser füllen zu lassen.

Die farbige Gesellschaft trinkt es aus einem hohlen, einseitig geschlossenen Bambusstäbchen, das, an einem Bindfaden befestigt, durch das Spundloch der Wasserfässer herabgelassen und nach geschehener Benutzung, ohne Rücksicht auf Reinlichkeit, auf den Boden niedergeworfen wird.

Ich selbst gehe nicht von der Gewohnheit ab, nur gekochtes Wasser oder Getränke zu genießen, abgesehen von den wenigen Flaschen Apollinaris, die nur in vorsichtiger Weise angegriffen werden, damit auf alle Fälle etwas davon auf Vorrat bleibt. Von der in den Kulturorten der Tropengegend vielfach angenommenen Sitte, nur *eisgekühlte Getränke* zu nehmen, habe ich mich frei gemacht, denn auf Reisen wie die gegenwärtige und überhaupt auch anderswo kann man sich solchen Luxus nicht immer verschaffen und würde im Falle des Gewohntseins das Fehlen äußerst entbehren. Zudem scheint auch der Genuß unratsam wegen der Möglichkeit einer inneren Erkältung, abgesehen von der Gefahr, die das Einwerfen von Eisstückchen, deren bakteriologische Beschaffenheit meist zweifelhaft ist, mit sich bringt. Man darf auch wohl sagen, daß durch konsequente Enthaltung von solchem eisgekühlten Getränk man sich davon derart entwöhnen kann, daß man bei wirklichem Durst mit ebenso großem Behagen fast lauwarmes gekochtes Wasser genießt, das zudem weniger heftige Wirkungen auf die Hauttätigkeit hervorruft.

Die Lebensverhältnisse auf unserem Boot sind selbst meinem inländischen Diener zuwider. Aus jeder Antwort und jedem seiner Blicke ist zu entnehmen, wie er die ganze Tour verwünscht und wohl auch nicht begreifen kann, wie man sich ohne Not solchem unbequemen Leben aussetzen könne. Indes wagt er nicht, irgendwelche Kritik zu äußern, sondern beschränkt sich andauernd darauf, auf die *Gefährlichkeit des Klimas* hinzuweisen, um uns zur baldigen Umkehr veranlassen zu können.

Das Küstengebiet steht zwar in dieser Hinsicht im übelsten Verruf, indessen habe ich auf Empfehlung des Herrn M. mich dazu verstanden, eine größere Menge *Chinin* als Vorbeugungsmittel gegen Fieber zu mir zu nehmen. Herr M. hat weniger

zu fürchten, er ist seit langen Jahren akklimatisiert, hat immer ein Leben in der freien Natur geführt, ist auch innerhalb der Wendekreise geboren und schon dadurch gesundheitlichen Gefahren weniger ausgesetzt.

Endlich landen wir an dem Punkte, von welchem aus der *erste Jagdmarsch* angetreten werden soll. Das Boot wird der flachen Küste so nahe wie möglich gebracht; die Eingeborenen



Das Boot landet die Kulis (rechts unsere Prauw mit dem sichtbaren Holzanker).

waten an Land und tragen auch uns hinüber, und nun entwickelt sich ein Bild tropischer Urwüchsigkeit und Lebendigkeit.

Die Javaner fertigen aus Bambusstäben und Palmenblättern *eine Hütte* und ihre Arbeit schreitet sehr schnell vorwärts. Handelt es sich hier ja auch um die eigenen Bedürfnisse, um die Schutzhütte, und da ist es natürlich, daß sie wirklich fleißig sind. Ebenso natürlich scheint es auch, daß ihr nächstes Interesse dem Herdfeuer und dem unvermeidlichen Reistopf gilt, während wir die Wohltat genießen, in dem seichten, durchsichtigen Wasser des Strandes zu plätschern, um uns Kühlung und Erfrischung zu verschaffen und die mannigfachen Formen

der Korallenstücke zu betrachten und zu bewundern, von denen hier der ganze Küstensaum hoch überdeckt, wenn nicht gar gebildet ist. Korallen gibt es hier in solcher Menge, daß sie die Steine und Kiesel vollständig ersetzen, die bei anderen Meeresufern den Strand bilden. Man kann es kaum erfassen, daß es so viele Lebewesen geben kann, um diese unzähligen Kunstgebilde zusammenzusetzen, die doch nur wieder einen nur verschwindenden Teil von dem darstellen, was auf den unendlich weiten Gefilden des Meeresbodens fortwährend in Bildung begriffen ist.

Nach kurzer Rast wird der erste Ausflug zu jagdlichen Zwecken unternommen. Herr N. ist ein recht erfolgreicher Jäger, dessen Wohnung sechs Köpfe der von ihm erlegten *Bantengs* — jener nur unter Gefahren und schwierig zu jagenden *wilden Stiere* des javanischen Landes — zieren.

Wir rechnen damit, auch einige dieser Bantengs, daneben Rehwild und vor allem ein Rhinozeros — javanisch Padak genannt — zu erlegen. Letzteres Wild kommt heute nur noch in vereinzelten Landstrichen Javas vor.

Leider ist unser erster Jagdzug wenig befriedigend; wohl machen sich einige Rehböcke aus der Entfernung bemerkbar, auch gibt es eine Menge Spuren von Bantengs, aber es läßt sich nicht sicher feststellen, ob diese frisch sind, und wir bekommen kein Stück Wild zu Gesicht. Der ganze Boden ist etwa einen Fuß hoch mit alle Spuren verwischendem brackigem Wasser überschwemmt und man hat von einer Erdbrücke und Baumwurzel der in dem Sumpfgebiet wachsenden Baumarten zur anderen zu springen. Kommen wir zeitweilig auf ein Stück trockenen Gebietes, so finde ich, daß die Geräuschlosigkeit meines Auftretens zu wünschen übrig läßt und daß es trotz aller Vorsicht schlechterdings nicht möglich ist, hierin den Leistungen der Eingeborenen nahe zu kommen. Denn eine harte Ledersohle bedingt es, daß bei der Unmenge dürren Holzes knackende Geräusche beim Auftreten entstehen, während die unbekleidete, weiche, nachgiebige Sohle der Eingeborenen und ihre katzenartige Geschmeidigkeit naturgemäß ganz andere Vor-

bedingungen erfüllt, denen der Weiße nur einigermaßen durch Anlegen von Schuhen mit Gummisohlen nachkommen kann.

Enttäuscht kehren wir zu unserem Boote zurück. Als schwacher Trost erscheint, daß Herr N., der ein anderes Revier besucht hat, auch kein besseres Resultat aufweisen kann.



Die Prauw bei ruhiger See.

Angenehmerweise können diese Nacht die Eingeborenen am Lande schlafen, während wir uns in einigem Abstand von der Küste, zum Schutze gegen die massenhaften Moskitos, mit dem *Holzanker* festlegen. Wir sehen, das vorsintflutliche Instrument erfüllt auf diesem Korallenboden wirklich seinen Zweck und mit der eingetretenen größeren Ruhe auf dem Boote genießen wir einmal eine erträgliche Nacht.

Ein *größerer, gemeinsamer Ausflug* führt uns anderen Tages in tiefer liegende Gebiete. Zunächst geht es durch mannshohes Schilf der Uferlandschaft, wobei wir einige Küstenflüsse zu passieren haben. Es bleibt uns unbegreiflich, wie die Eingeborenen es wagen, sie zu durchwaten, da es in den Wasserläufen eine Menge *Krokodile* gibt. Wohl werfen die Leute beim Passieren scheue, Besorgnis verratende Blicke nach allen Seiten, indessen ohne von der Durchquerung Abstand zu nehmen; sie verlassen sich auf ihr Kismet. Wir selbst sind erst in zweiter Linie gefährdet, da man, auf den Schultern der Eingeborenen sitzend, nicht so unmittelbar attackiert werden kann.

Jedoch es ereignet sich nichts weiter und wir gelangen bald in einen üppigen Urwald, der sich auf Java überall dort, wo genügend Feuchtigkeit vorhanden ist, in erstaunlicher Dichte bildet, so daß das Fortkommen in ihm schrittweise erkämpft werden muß. Wir ziehen es deshalb auch vor, wo dies möglich ist, in den *Betten kleiner Flüsse* zu waten, über denen der von der Seite her in der Mitte sich schließende Baumwuchs fast tunnelartige Gänge freiläßt. Fehlt hier nun zwar die störende Vegetation, so ist anderseits das Einsinken in den Schlamm unangenehm und erfordert jedesmal eine Kraftanstrengung beim Herausziehen des Fußes.

Wir finden bald eine Menge *Spuren der Dickhäuter,* die in dem weichen Boden große runde Vertiefungen hinterlassen haben; auch hier ist nicht so leicht zu erkennen, ob sie älter oder neueren Datums sind; an manchen Stellen laufen sie nach allen Richtungen kreuz und quer, und es erscheint mir auch, besonders wegen des ohnehin nur vereinzelten Vorkommens der Padaks, daß wir wenig Aussicht haben werden, zu Schuß zu kommen. Zudem muß das beim Durchwaten des brodelnden Schlammes verursachte Geräusch jedes Wild verscheuchen, wenn dasselbe es nicht gerade vorziehen sollte, uns anzugreifen. Jedoch verlasse ich mich, selbst ohne Erfahrung in jagdlicher Beziehung, ganz auf Herrn M. und schließlich ist es schon genügend interessant, die Art einer solchen Streife kennen zu lernen. Hierzu haben wir auch in derart gründlicher

Weise Gelegenheit, daß sich nach einigen Stunden eine große Ermüdung einstellt, die umso erklärlicher ist, als ich, in direkter Reise von der in Eis starrenden Mandschurei kommend, dem *Tropenklima* mich noch nicht anpassen konnte und wenig für große Märsche trainiert bin. Dazu kommt ein quälender Durst, den der geringe Vorrat mitgebrachter Getränke nicht befriedigen kann. Das Gefühl wird so mächtig, daß ich nach einiger Zeit nicht mehr weiß, wie der Weg in diesem Zustande fortgesetzt werden soll. Eine Benutzung des schlammigen, stagnierenden Wassers in der Umgebung würde eine sichere Erkrankung mit sich bringen. Auch meine Begleiter leiden, wenngleich sie durch Konstitution und Akklimatisation nicht so sehr einer Schädigung ausgesetzt sind. Indes sollten wir von dem überaus qualvollen Durstgefühl durch eine wohltätige Einrichtung der Natur erlöst werden, deren ich mich sicher noch lange mit Dankbarkeit erinnern werde.

Einer der Eingeborenen findet eine Lianenart, säbelt einen Stamm von derselben ab und reicht, mit glücklicher Miene auf das Ende desselben deutend, zunächst mir den abgehauenen Ast. Etwas mißtrauisch betrachte ich den dort heraustretenden gelblichen Saft und erst nach einer Diskussion verstehe ich mich dazu, das Stück senkrecht über den Mund zu halten, worauf eine beträchtliche Menge frisch und kühl schmeckender Flüssigkeit in förmlichem Strahl hervortritt.

Diese Lösung der Durstfrage erscheint als ein wahres Wunder. Wir möchten jedem, der einmal von wasserhaltigen Lianen flüchtig gelesen hat, das Gefühl der Dankbarkeit gegen eine solche Pflanze kennen zu lernen wünschen, das sie jedem in der praktischen Benutzung bei großem Mangel an Trinkwasser abnötigen muß.

Noch mehrere Male nehmen wir diese Erfrischung in Anspruch, aber nicht ein Stück Wild wird gefunden, und überaus müde und abgespannt kehren wir Abends zurück.

Erleichternd wirkt der Umstand, daß ich das Mißlingen des Ausfluges nicht auf mich selbst zu nehmen brauche, da wir die Führung gänzlich Herrn M. überlassen haben, versöhnlich ist

auch die Einsicht, daß der Ausflug in diesen Teil des javanischen Urwaldes und die kleinen Erlebnisse, von denen auch das Aufschrecken einer von einem Baum herabgleitenden größeren Schlange erwähnt sei, unvergeßliche Eindrücke hinterlassen haben.

Der am Morgen durchwatete Schlamm muß wohl nicht so ganz unschuldig gewesen sein, denn schon Abends finden wir die Haut an den Füßen vollständig entzündet, wobei sich die Ränder ziemlich scharf markieren, bis zu denen der Schlamm durch Gamaschen und Kleider hindurchgedrungen ist.

Auch ein am anderen Tage unternommener weiterer Jagdausflug, wobei Herr M. ein entfernteres Revier durchstreift, während ich selbst in einem anderen Gebiet mein Glück versuche, ist jagdlich ergebnislos.

Dabei geschieht es übrigens einmal, daß meine Leute die *Richtung verlieren.* Ein Eingeborener wird deshalb zur Besteigung eines Baumes veranlaßt, ist aber wider Erwarten nicht im stande, von hier aus das Meer zu erblicken. Aufs Geratewohl wandern wir nun einer Niederung zu und gelangen zu guter Letzt an einen Flußlauf. Nun sollten wir uns bald orientieren können, das Wasser fließt nach rechts und in dieser Richtung müßte deshalb das Meer zu suchen sein. Da mir indes bald die Möglichkeit von Ebbe und Flut gewärtig wird, die das Wasser periodisch auch ins Inland treibt, so erscheint dieses Erkennungsmittel ungenügend und wir suchen uns nun nach dem Stande der Sonne zurechtzufinden. Letztere steht aber ebenfalls rechts von uns und danach müßte, da es Mittagszeit ist, dort also Süden sein; somit ergäbe sich ein entgegengesetztes Resultat zu demjenigen, welches man aus dem Flußlauf schließen sollte.

Das Einschlagen einer verkehrten Richtung könnte für uns ungemütliche Folgen haben. Selbst die Eingeborenen kommen durch die Ungewißheit aus ihrer normalen Gleichgültigkeit heraus und es entsteht ein großes Palaver zwischen uns allen, wobei ich mit Hilfe eines malaiischen Wörterbuches, wenn auch mit Schwierigkeit, meine Meinung den Eingeborenen zum Verständnis bringe. Die Kulis sind der bestimmten Ansicht, das

Meer müsse rechts sein, mir dagegen scheint es nach dem Stande der Sonne zweifellos, daß es links zu finden ist. Endlich, nach vielem Hin- und Herreden wird wieder ein Baum nach dem anderen bestiegen und der Ausguck stellt schließlich zu unserer Erleichterung fest, daß das Meer sichtbar ist und zwar, entgegen meiner Ansicht, rechts von unserer Marschrichtung.

Ich fühle mich verwirrt, im Bewußtsein, gegenüber den Eingeborenen im Irrtum zu sein, ohne für den Widerspruch in den Erscheinungen eine Erklärung zu finden. Erst gegen Abend fällt mir ein, daß wir uns ja, wenn auch nur um einige Grade, auf der *südlichen Erdhälfte* befinden, daß demgemäß dort die *Sonne* am Mittag *im Norden* steht, und damit erst kommt mein Begriffsvermögen wieder ins Gleichgewicht.

Herr M. hat ebensowenig etwas erlegt wie wir; die einzige Beute machen Abends die Eingeborenen. Wir sehen ihrer *Jagd* auf einen großen, *platt geformten Fisch* zu, der an der seichten Küste vorkommt und nur langsam, vermittels seiner Randflossen, in fast laufender Weise auf dem Meeresboden zu flüchten vermag. Die Eingeborenen suchen ihm schreiend und in großen Sprüngen durch das Uferwasser patschend, den Weg zum offenen Meere abzuschneiden und falls dies gelingt, töten sie ihn durch wuchtige Hiebe mit ihrem großen, säbelartigen Waldmesser von oben durch das hoch aufspritzende Wasser hindurch.

Vor Sonnenuntergang legen wir das Boot, der Moskitos wegen, wieder etwas entfernt von der Küste ins offene Meer. Herrn M. wie mir selbst kommt der Gedanke, *ein Bad* zu nehmen, wozu die warme Meerestemperatur äußerst einladet. Ich bin zuerst im Badekostüm und begebe mich sogleich ins Wasser, nicht ohne Herrn M. zu fragen, ob wegen der vielen Krokodile das Baden nicht gefährlich sei, was dieser indessen verneint, weil die Krokodile nicht so weit ins Meer vordringen sollen.

Voll und ganz genieße ich die Erfrischung und schwimme lustig in der See umher. Nur ab und zu schneidet sich der Fuß an einer der vielen scharfen, vorstehenden Korallenkanten.

An einer seichten Stelle verweile ich längere Zeit, etwas über den Zeitpunkt hinaus, an dem die Sonne hinter dem Horizont

verschwindet, empfinde aber beim Zurückgehen plötzlich einen kalten Schauer, wohl infolge des schroffen Temperaturwechsels, der in den Tropen sofort nach Sonnenuntergang eintritt.

Aus der Entfernung habe ich schon bemerkt, wie Herr N., wenn auch im Badekostüm befindlich, doch zaudert, sich den Fluten anzuvertrauen und es vorzieht, ein Sonnenbad auf dem Boote zu nehmen. Nach meiner Rückkehr hierüber befragt, äußert er naiv: »Ja, ich mochte lieber nicht baden, die Krokodile sind zwar nicht gefährlich, aber oft zeigen sich hier an der Küste *Haifische*, mit denen nicht zu spassen ist!« Es ist begreiflich, daß mich diese nachträgliche Mitteilung überrascht. Sie zeigt, wie die Sorge um die eigene Person trotz allen guten Willens es vergessen machen kann, einen anderen vor einer vermeintlichen Gefahr zu warnen.

Das resultatlose Ergebnis der Jagdexpedition wirft einen Schatten auf das im übrigen gewonnene Hochgefühl, welches die trotz solch primitiver Mittel ausgeführte, mir interessante Bilder bietenden Studienfahrt gezeitigt hatte. Dazu werde ich in der kommenden Nacht durch starke Schmerzen aufgeweckt und finde, daß ich mir eine Kolik zugezogen habe, die fraglos darauf zurückzuführen ist, daß ich nach Sonnenuntergang noch im Bade mich befand, was man in Tropengegenden selten ungestraft tut.

Die Begleiterscheinungen treten mit solcher Heftigkeit auf und die Schmerzen sind so unerträglich, daß ich an die ernstesten Möglichkeiten denke. Diese Nacht gehört zu einer der unangenehmsten, deren ich mich erinnern kann und zu der ich nur eine Parallele finde in einer anderen ungemütlichen Nacht in Mexiko, während welcher bei mir einmal das gelbe Fieber erwartet wurde, und zwar mit solcher Wahrscheinlichkeit, daß ein deutscher Landsmann, der Ansteckungsgefahr wegen, mir nicht einmal auf seiner Plantage Obdach geben wollte, zwar mit einer Flasche *Gewaltmedizin* aufwartete, im übrigen aber mit dieser Flasche bewaffnet mich zu seiner eigenen Sicherheit und derjenigen der Plantage in der weit entfernten Hütte eines Eingeborenen unterbrachte.

Wie damals ein Eingeborener die Herberge bot, welche ein Weißer aus Vorsicht verweigern mußte, so wird uns auch in dieser Nacht durch Gegenwart unseres eingeborenen Dieners eine große Hilfe geschaffen. Teilnehmend sucht er zunächst alles Mögliche aus unserem allerdings recht beschränkten Materialvorrat als Heilmittel zu empfehlen. Es ist mir indes unmöglich, irgend etwas zu nehmen. Dann aber, wie das Übel immer schlimmer wird, geht er dazu über, mir in sanften Strichen den Oberarm und das Handgelenk in eigentümlicher Weise zu streichen. Es klingt sonderbar und würde mir selber unglaublich erscheinen, wenn ein anderer ähnliches erzählen würde, was ich selbst empfinde, daß unmittelbar mit Beginn der Prozedur eine unverkennbare Erleichterung eintritt und daß, solange er seine Arbeit fortsetzt, mein Zustand einigermaßen erträglich wird, während nach Unterbrechung die Pein wieder wächst, so daß ich ihn veranlasse, das Verfahren andauernd fortzusetzen, bis nach längerer Zeit das Schmerzgefühl insgesamt nachläßt.

Ob diese Wirkung mehr auf Suggestion, Ablenkung, Hypnose oder irgendwelchen anderen Einflüssen beruht, mag hier nicht entschieden werden, mir ist immerhin nie ein so eigentümlicher Erfolg bekannt geworden, und der Dienst, den der Eingeborene hierbei verrichtete, sichert ihm in meiner Erinnerung, trotz mancher kleiner Unannehmlichkeiten, die er verursachte, dauernde Sympathie.

Immerhin ist mein Zustand am anderen Morgen auch noch so, daß eine ernsthafte, schleichende Krankheit möglich erscheint, und unter Berücksichtigung der äußerst primitiven Verhältnisse, dabei zweifelnd, ob unsere Jagdexpedition genügend vorbereitet sei, um einen Erfolg zu versprechen, sehe ich mich veranlaßt, wenn auch wider Willen die beschleunigte Rückkehr anzutreten und wir gelangen unter dem bekannten langweiligen Lavieren, nach Ablöhnung und Ausschiffung der Kulis, in etwa anderthalb Tagen wieder nach Labouan, ich selbst in etwas schwachem und niedergeschlagenem Zustande.

Froh ist nur der Boy, daß er wieder in einigermaßen vertraute Verhältnisse zurückkehren soll, und in Eile treten wir

unsere Rückreise nach Batavia an, auf der wir auch Herrn R., den früher schon erwähnten Oberingenieur der Staatsbahnen, besuchen und von ihm in besonders liebenswürdiger Weise empfangen werden. Mit der großen Freundlichkeit, die schon jeder im Auslande isoliert wohnende Europäer dem weißen Besucher zu gewähren geneigt ist, bewillkommnet er uns und



Alun-Alun. Dorfplatz in Padaglan.

unsere Unterhaltung gestaltet sich dazu auch interessant. Er erzählt von seinen Erlebnissen während des Baues der verschiedenen Bahnen durch den Urwald, insbesondere auch der Ostbahn, wobei es öfters zu Rencontres mit Tigern kam, von denen er mehrere selbst erlegte.

Herr R. betonte auch, wie *schwierig* es anfangs sei, *eingeborene Arbeiter zum Bahnbau* zu erhalten, die anspruchslos, aus den freien Geschenken der Natur gerade genug für ihren

Unterhalt gewinnend, den Begriff Arbeit zwecks Gelderwerbung nicht kennen, so daß zuerst der Unternehmer wohl eine Menge Zuschauer, aber keine Hilfe findet.

Ähnliche Verhältnisse haben auch die Kulturpioniere in China und Afrika beklagt. Erst die mit dem Eintritt des Fremdeneinflusses gesteigerten Lebensansprüche der Eingeborenen gewöhnen diese Farbigen allmählich in das unbarmherzige und doch notwendige, wohltätige Joch der Arbeit.

Herr R. setzt uns eine verhältnismäßig *üppige Mahlzeit* vor und beredet mich, trotz der Unsicherheit darüber, ob ich eine solche mir schon gestatten darf, tüchtig zuzugreifen. Als letztes Heilmittel für meinen Zustand muß ich dann noch einige Glas französischen Sektes zu mir nehmen und mich dann auf sein Anraten zu einigen Stunden tiefen Schlafes niederlegen.

Ich darf meinem Gastgeber dankbar für den guten Rat sein, denn nach dem Erwachen fühle ich mich ganz unverhältnismäßig wohl, verabschiede mich — nun wieder in gehobener Stimmung — von Herrn R. und führe die Rückreise nach Batavia ohne Zwischenfall aus.

Buitenzorg und sein herrlicher botanischer Garten.

Wohnsitz des Gouverneurs. Regenreichtum. Wundervolle Aussichtspunkte. Bambusgruppe. Lotosteich. Canaryallee. Mangrove. Mangel an farbigen Gewächsen und Blumen. Ideallandschaft.

Wir benutzen einen der nächsten Tage, um von Batavia aus einen Ausflug nach Buitenzorg zu machen, dem etwa zweihundertundsechzig Meter hoch gelegenen Wohnsitz des Gouverneurs von Niederländisch-Indien. Der Ort ist besonders bemerkenswert durch seine *wunderbare landschaftliche Lage* und den großartigen *botanischen Garten.*



Palmettengruppe aus dem botanischen Garten.

Es ist erstaunlich, welche Veränderung des Klimas der verhältnismäßig geringe Höhenunterschied gegenüber dem Küstenstrich von Batavia schon mit sich bringt. Man empfindet fast stufenweise den Übergang von dessen dumpffeuchter Atmosphäre zur frischen Gebirgsluft.

Buitenzorg ist einer der *regenreichsten* Orte der Erde. Es regnet hier geradezu täglich und dabei sehr gründlich. Die jährliche Regenmenge beträgt beispielsweise etwa siebenmal soviel



Verwaltungsgebaude im botanischen Garten

wie diejenige Norddeutschlands. Meistens finden die Niederschläge in der Form eines Gewitters statt, welches sich mit tropischer Heftigkeit in den Nachmittagsstunden entwickelt, während die Vormittagsstunden angenehm und kühl sind.

Fast überall dort, wo sich ein freier Ausblick bietet, genießt man die *Aussicht* auf den Gedeh oder den Sallak, zwei Vulkane, die dazu beitragen, das Landschaftsbild so malerisch zu gestalten, neben fruchtbaren Flußniederungen, üppigen Palmenhainen und Talschluchten, die in ihrem Zusammenwirken gerade die Umgebung von Buitenzorg als eine der schönsten Gegenden Javas erscheinen lassen.

Infolge der regelmäßigen reichlichen Niederschläge, des gesunden Klimas (Buitenzorg heißt: »Ohne Sorge« und der Name ist nicht zu Unrecht gegeben) und der Nähe der Hauptstadt des Landes war dieser Ort mehr wie ein anderer zur Anlage des botanischen Gartens geeignet, für den es wohl kaum ein Gegenstück seiner Art auf Erden gibt. Zum Vergleich heranzuziehen wäre meines Erachtens nur der Garten von Paradenia auf Ceylon, der dem Laien reichhaltiger in der Zahl der Arten und mannigfaltiger in deren Zusammenstellung erscheinen mag. An Großartigkeit, Üppigkeit und überwältigender Mächtigkeit der einzelnen Baumgruppen und Baumexemplare jedoch dürfte der Garten von Buitenzorg obenan stehen.



Palmengruppe und Wolkenphotographie.

Aus der Fülle der Sehenswürdigkeiten gefallen mir besonders die imponierenden *Bambus*gruppen und die berühmte Allee der *Canarybäume* mit ihrem malerischen üppigen Behang tropischer, mächtiger *Kletterpflanzen* und anderer Schmarotzer auf, die sich am Hauptstamm oder auf den Ästen niederlassen. Jeden einzelnen dieser

Bäume vermag man minutenlang zu betrachten und als ein eigenartiges, erhabenes Monument der Natur auf sich einwirken lassen.

Bemerkenswert ist auch das große Bassin mit der *Viktoria Regia* und der *Lotosteich*, ferner die Gruppen einzelner eigenartiger Palmen, die Mangrovearten und die mächtigen Schlingpflanzen und Lianen; von letzteren besonders der Rottang, der sich zu Längen von hundert und mehr Metern wachsend, in kühnem Bogen von einem Baum zum anderen schwingt.



Der Lotosteich im botanischen Garten.

Auffallend dagegen ist die geringe Anzahl *farbiger Gewächse oder Blumen*, wie denn überhaupt Java und die Tropengegenden im allgemeinen in Bezug auf diesen Punkt weit entfernt von den Vorstellungen sind, die manche Reisebeschreibungen in Bezug auf den Farbenreichtum, auf Blumenpracht, Orchideen und andere Pflanzen bei ihren Lesern hervorrufen könnten. Recht selten sogar wird das üppige Grün der Landschaft durch eine lebhaft gefärbte Blume oder Blattpflanze unterbrochen. Man

möchte sagen, daß die europäische Landschaft hierin mehr Abwechslung zeigt wie die tropische, umsomehr, als die Pflege



Palmengruppe aus dem botanischen Garten mit dem „Bui".

von Zierblumen an Häusern und in den Gärten, wie sie in Europa von den Bewohnern geübt wird, fortfällt. Nur Grün

in den verschiedenen Schattierungen ist reichlich vertreten und selbst im botanischen Garten ist wie gesagt die Anzahl der farbige Blumen treibenden Exemplare nicht groß.



Palmengruppe im botanischen Garten.

An der Peripherie des Gartens liegt auch der Palast des Generalgouverneurs, und der vornehm gehaltene Stil dieses Baues stört den Eindruck des Parkes in keiner Weise.

Demjenigen, der etwa nur wenige Tage in Batavia verweilen kann, ist der Ausflug nach Buitenzorg unter allen Umständen

zu empfehlen, denn derselbe verschafft außer dem Genuß des herrlichen Landschaftsbildes und dem botanischen Garten, durch den Besuch des Eingeborenenviertels und des Marktplatzes von Buitenzorg, Passah genannt, interessante Bilder aus dem Leben der Bevölkerung.

Von den Ausblicken, welche die Landschaft bietet, ist besonders der Blick von der Veranda des Hotel Bellevue, den das



Landschaftsbild bei Buitenzorg.

Bild hier wiedergibt, unbeschreiblich schön. Man könnte dasselbe mit seinem mächtigen Bergstrom, freundlichen, von Palmenhainen umgebenen hellen Landhäusern und Eingeborenen-Kampungs und dem Ausblick auf die schön geformten Vulkane als eine *Ideallandschaft* bezeichnen und es wird wohl jedem, der dafür empfänglich ist, unvergeßlich bleiben, der es einmal während der frühen Morgenstunden, wenn die Nebelgruppen in den Palmenkronen des Talgrundes lagern, erschaut hat.

Soekaboemi. Bandoeng und Sindanglaya.

Eine Arbeitsstätte im Osten.

Soekaboemi. Herr D. als Begleiter. Ein Erdbeben. Die vierzig Vulkane Javas. Besuch einer Eisenbahnwagenbauanstalt. Chinesen als Vorarbeiter. Neueste maschinelle Einrichtungen. Keine Unregelmäßigkeiten, Branntweingenuß der Arbeiter. Einheimische Tänzer. Sindanglaya als Höhenstation. Das Vorkommen von Veilchen und Primeln auf diesen Höhen. Theorien über ihr Entstehen.

In *Soekaboemi* kommen wir gegen Mittag an. Ich lerne dort Herrn D., holländischer Abstammung, kennen, der früher Kanada und Nordamerika bereiste und während seines Aufenthalts bei Verwandten auf Java die allgemeinen Verhältnisse der Insel recht gut kennen gelernt hat, dazu auch die javanische Sprache versteht. In der Voraussetzung, daß er mich auf mancherlei aufmerksam machen kann, und weil er den Osten der Insel gerne besuchen würde, lade ich Herrn D. ein, mich auf der Fahrt dorthin zu begleiten.

Soekaboemi ist die erste Höhenstation von Bedeutung, welche den Europäer, der im heißen Klima von Batavia einer Erholung bedürftig geworden ist, Ruhe und frische Luft inmitten einer immer noch tropischen Vegetation und wunderbaren landschaftlichen Lage bietet.

Eine unangenehme Beigabe zum Aufenthalt daselbst bilden indes die häufigen *Erdbeben,* welche bei dem durchaus vulkanischen Charakter des ganzen Inselgebietes schon an und für sich häufig genug auftreten, die hier aber noch besonders durch die Nähe des schon von Buitenzorg aus sichtbaren Vulkans Gedeh fühlbar werden. In den Steingebäuden des Ortes sieht man überall mehr oder weniger bedeutende Risse, die durch Erd-

beben verursacht wurden, weshalb die neueren Bauten alle aus Holz ausgeführt werden.

Auch mir soll das eigenartige und wenig angenehme Gefühl, welches ein solches Erdbeben hervorruft, nicht erspart bleiben. An einem Nachmittage, während der Stunden, da alles sich noch von der Mittagshitze ausruht, werde ich durch ein unheimliches, erst langsam, dann stärker auftretendes Rollen aufmerksam gemacht. Noch bevor zu erkennen ist, um was es sich handelt, erfolgt ein mächtiges Dröhnen und ein sekundenlanges Schütteln des ganzen Hauses in horizontaler Richtung. Ich versuche mich an den Möbeln festzuhalten und mache dabei einige verzweifelte Sprünge. Glücklicherweise dauert die Erscheinung nicht lange und das volle Verständnis, worum es sich gehandelt hat, kommt eigentlich erst, nachdem alles vorüber ist. Bis dahin empfindet man nur ein entsetzlich unheimliches Gefühl, währenddessen man auf alles Mögliche und Unmögliche gefaßt ist.

Es mag sein, daß die ständigen Bewohner nach einiger Zeit an die Erscheinungen sich gewöhnen, aber mancher neuankommende Patient dürfte in den ersten Wochen doch reichlich in seiner Erholung beeinträchtigt sein durch eine solche Beigabe: das Gefühl der Unsicherheit der Verhältnisse.

So malerisch die etwa *vierzig Vulkane der Insel* wirken und so sehr sie dazu beitragen, das Interesse an derselben und den Genuß der im Zusammenhang mit ihnen so üppigen Natur zu erhöhen, so dürften doch anderseits die Bewohner dieses Gebietes während der nächsten Jahrhunderte noch auf mancherlei gefaßt sein müssen; im Volke besteht sogar eine Legende, nach der eines Tages die ganze Insel Java in zwei Teile geteilt werden soll, dort, wo der große Vulkan Merapi seine Dampfwolken und Feuergarben in die Höhe sendet. Daß bedeutende Katastrophen möglich sind, beweist die Erinnerung an das Ereignis von Krakatau. Indessen erscheint eine solche Umgestaltung, wie die erwähnte Legende sie behandelt, bei dem Vorhandensein der vielen Kratersicherheitsventile und der großen Landbreite an der betreffenden Stelle schon geologisch unmöglich.

Wir haben auch Gelegenheit, eine auf der Haupteisenbahn-

strecke zwischen Batavia und Soerabaja befindliche *Eisenbahnwagenbauanstalt* in Bandoeng zu besichtigen. Diese ist dadurch interessant, daß in ihr fast nur malaiische und chinesische Arbeiter beschäftigt werden. Der Stab von Europäern besteht aus nur wenigen Personen, und es fällt besonders auf, daß als Vorarbeiter und Meister vielfach eingewanderte Chinesen angestellt sind, die ihrer Aufgabe in vorzüglicher Weise gerecht werden. Die Rahmen der Wagen und die Achsengestelle werden von Europa bezogen, wogegen die Montagearbeiten und der Bau der Waggons, einschließlich der Polsterungsarbeiten, von den insgesamt eintausendvierhundert einheimischen Arbeitern ausgeführt werden.

Man benutzt die *neuesten* deutschen und amerikanischen *Holzbearbeitungsmaschinen,* und es dürfte vermittels derselben hier in Indien ebenso rationell gearbeitet werden wie in irgend einer derartigen Bauanstalt Amerikas oder Europas, dabei aber infolge der niedrigen Arbeitslöhne noch wesentlich billiger.

Die fertigen Wagen sind sehr bequem eingerichtet und lassen nach meiner Ansicht keinen Unterschied gegenüber den europäischen Eisenbahnwagen erkennen. Die Arbeitslöhne für Malaien sind etwa 30 Cents, also 50 Pfennig pro Tag, bessere Arbeiter erhalten etwa 70 Cents, also 1 Mark 20 Pfennig, die Vorarbeiter ungefähr 1 Mark 80 Pfennig pro Tag. In Anbetracht der Leistungen erscheinen diese Arbeitslöhne gegenüber europäischen Verhältnissen sehr gering.

Wesentliche *Unregelmäßigkeiten*, Streik oder Fehlen bei der Arbeit sollen bis jetzt *nicht* vorgekommen sein, doch wurde mir als bemerkenswert mitgeteilt, daß die Arbeiter, im Gegensatz zu den im Ackerbau beschäftigten Malaien, anfangen, sich dem *Branntweingenuß* zu ergeben, immerhin Symptome dafür, daß dieses sonst sittlich hochstehende Volk Gefahren ausgesetzt ist, welche das Eindringen europäischer Kultur oder vielmehr deren Begleiter in Form mancher üblen Angewohnheiten mit sich bringt.

An demselben Abend haben wir noch Gelegenheit, eine Gesellschaft *einheimischer Tänzer* zu sehen. Etwa sechs bis acht

Personen stellen sich im Hofe des Hotels ein, während wir uns inmitten der übrigen Gäste auf der Treppe gruppieren. Bald beginnt die Musik, welche in Bezug auf Instrumentierung zwar an das im Osten sonst Gebotene erinnert, aber doch insgesamt die bei weitem weichste und melodischeste Art desselben darstellt, so daß auch ein europäisches Ohr und Gemüt nicht andauernd verletzt wird, wie es etwa bei dem Genuß eines chinesischen Konzertes der Fall sein muß.

Es ist schon vielfach über die Vorzüge des javanischen Orchesters, genannt Gamelan, berichtet worden. Kurz beschreibend möchte man sagen, daß dasselbe vornehmlich aus einer Reihe paukenartiger Bronze- oder Kupferinstrumente besteht, von denen je ein Künstler eine größere Anzahl bearbeitet, die der Tonhöhe entsprechend kleiner oder größer ausgeführt sind. Auch einige Streichinstrumente wirken mit. In der höchsten Vollkommenheit ist der Gamelan an den Fürstenhöfen von Djokdja und Soerakarta zu finden.

Bei den *Tänzen* tritt eine große Gelenkigkeit der Künstler und Künstlerinnen zu Tage; diese leisten an Arm-, Hand- und anderen Gliederverdrehungen das denkbar Mögliche, alles allerdings bei gemessener Bewegung, die die ruhige Geschmeidigkeit der Tänzer hervortreten läßt: Arme und Hände wirken dabei am meisten. Gegentänze von zwei Personen werden sehr gewandt ausgeführt, ebenso sogenannte Kristänze, wobei die einheimische gefährliche Mordwaffe »Kris« eine große Rolle spielt. Man könnte erstere als ein Mittelding zwischen den kriegerischen Tänzen wilder Volksstämme und den schon mehr den ästhetischen Bedürfnissen entsprechenden Tänzen der Gegenwart bezeichnen. Als Honorar erhält die ganze Gesellschaft nur $2^1/_2$ Gulden, wofür sie eine Stunde mit größtem Eifer gewirkt hat, gewiß ein äußerst geringes Entgelt für diese Vertreter der malaiischen Terpsichore.

Von Bandoeng geht es mit der Eisenbahn nach Tjiandjor und von hier aus nehmen wir einen Wagen zur Höhenstation Sindanglaya, die, 1000 Meter über dem Meere gelegen, den bemerkenswertesten Kurort des westlichen Javas darstellt.

Man ist erstaunt, in diesem Tropenland nach verhältnismäßig wenigen Stunden Fahrt einen so angenehmen und erfrischenden Aufenthaltsort zu finden, der dabei dem Reisenden noch eine Fülle interessanten Pflanzenwuchses und eigenartiger Erscheinungen bietet, derentwegen allein schon ein Besuch empfehlenswert ist.



Haus in Blumen bei Sindanglaya.

Das obige Bild gibt ein am Wege befindliches kleines Landhaus wieder und zeigt die Üppigkeit der Vegetation und ausnahmsweise eine Menge angepflanzter Blumen.

Von Sindanglaya geht es dann über den Paß mit Wagen nach Buitenzorg. Auf dem Wege über die Höhe fallen noch besonders die hier sich zeigenden, an europäische Umgebung erinnernden Pflanzenarten auf, können wir doch zu unserem Erstaunen Veilchen, Primeln und andere Vertreter der heimischen Wald- und Alpenflora begrüßen.

In wissenschaftlichen Werken ist des öftern die Frage ver-

handelt worden, wodurch derartige europäische Pflanzen in diese Breitengrade gelangt sein mögen. Eine der Theorien geht dahin, daß zu der Zeit, als Java noch mit dem asiatischen Festlande zusammenhing, durch Vorgänge der Eisperiode, Keime dieser Pflanzen auf die Höhen Javas verschoben wurden, indes scheint ein solches Verpflanzen zur Erklärung ihres Vorkommens nicht einmal notwendig zu sein. Ebenso wie dieselben von einem gemeinsamen Entwicklungszentrum ausgegangen sein mögen, ist es nicht ausgeschlossen, daß sich auf diesen Höhen, welche den Pflanzen gewisse dem europäischen Klima nicht sehr verschiedene Lebensbedingungen boten, die Urkeime unter ähnlichen Verhältnissen und Einflüssen zu ähnlichen Pflanzenformen entwickelten, wie wir sie in nördlicheren, niedrig liegenden Gebieten finden. Wenn überhaupt schon eine Urzelle auf diese Erde gelangt oder vorhanden gewesen sein sollte, so kann man mit demselben oder mehr Recht annehmen, daß mehrere oder *viele* dieser Keime auf die verschiedenen Teile der Erde gelangten und sich dort selbständig zu vollkommenen Gebilden entwickelten.

Desgleichen dürfte auch in Bezug auf die Tierwelt die Annahme Berechtigung haben, daß die gleiche Tiergattung an verschiedenen Entwicklungszentren aus niedrigeren Wesen hervorging und somit unter ähnlichen äußeren Verhältnissen auch ähnliche Arten unter den verschiedensten Himmelsstrichen entstehen konnten, selbst wenn ein unmittelbarer Zusammenhang in ihrem Werdegang nicht vorhanden war.

Djokdja.

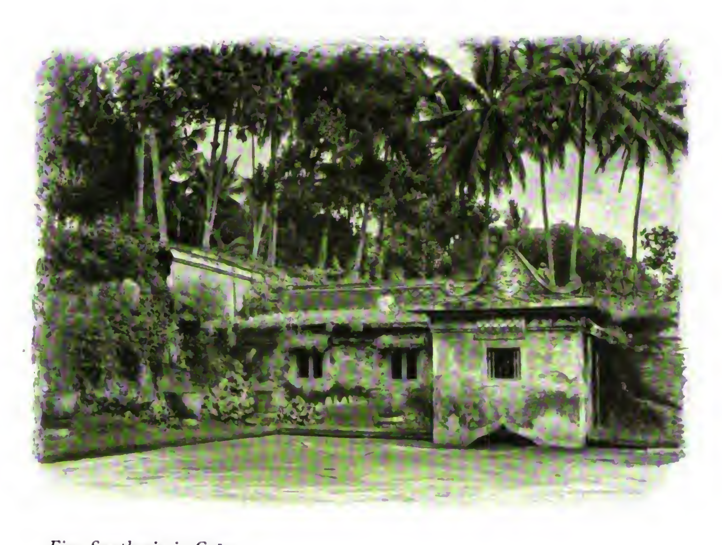
Das Watercastel und der Boro-Bodoer.

Die zwei Fürstentümer: Djokdja und Soerakarta. Das Watercastel. Große Verdunstungsfläche infolge porösen Materials. Das große Badebassin. Ein Bild der Vergänglichkeit. Herstellung der Sarongs. Ein Kinematograph im Tropenlande. Darstellung englischer Ereignisse. Boro-Bodoer. Meilen von Quadratmeter an. Das Verschwinden von Religionen. Die Nationalwaffe, der Kris. Kunstvolle Damaszierung. Bemerkenswerte Verwendung eines Meteorsteines. Prambahnan. Eine Zuckerplantage. Fidus über die Frauenfrage.

Auf Java gibt es noch *zwei Fürstentümer* von Bedeutung, deren Herrscher zwar vollständig unter dem Einfluß der holländischen Regierung stehen, die jedoch bei der Bevölkerung noch großes Ansehen genießen und die nichts fehlen lassen an dem, was nach indischen Begriffen zur äußerlichen Dekoration eines mächtigen exotischen Herrschers gehört.

Die Gebiete der beiden Fürstentümer waren früher in einem einzigen Sultanat vereinigt. Es entspannen sich dann *Streitigkeiten* zwischen den Angehörigen der regierenden Familie. Die damalige Dutch-Indian Company führte um das Jahr 1750 die Beilegung dieser Fehden herbei und wußte dadurch an politischem Einfluß zu gewinnen, umsomehr, als gleichzeitig eine Teilung und damit Schwächung des Sultanats herbeigeführt wurde. Dieser Einfluß ist im Laufe der Zeit gradweise gewachsen und hat ohne große Kämpfe schließlich zum heutigen Zustand der praktischen Kontrolle der Fürstentümer durch die holländische Regierung geführt.

Der zur Zeit in *Djokdja* herrschende Sultan ist ein Verwandter desjenigen von *Solo*, indessen schon bejahrt und, wie man sagt,



Eine Symphonie in Grün.
Das Watercastel bei Djokdja.

Besuchen abgeneigt, auch nicht so wohlhabend wie der Herrscher des Nachbargebietes. Doch sollen an seinem Hofe in Bezug auf Zeremonien und Kostüme die vielhundertjährigen Gebräuche noch peinlicher beachtet werden wie in Solo.

Bei unserem Aufenthalt in Djokdja beschränken wir uns darauf, die ohne weiteres jedem Fremden zugänglichen Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt und ihrer Umgebung zu besichtigen.

In erster Linie kommt hierbei das sogenannte *»Watercastel«* (deutsch: Wasserschloß) in Betracht. Nicht weit vom Kraton, dem Stadtteil, in dem heute noch der Palast des Sultans und die Wohnungen der Prinzen sowie der zum Hofe gehörigen Beamten sich befinden und der ähnlich wie die verbotene Stadt Pekings und die kaiserlichen Stadtteile Tokios durch Mauern umschlossen ist, steht die als Watercastel bezeichnete Ruine einer alten baulichen Anlage, die mehr unterhalb wie oberhalb der Erde aufgeführt war.

Sie sollte den Fürsten während der heißen Zeit kühle und angenehme Aufenthaltsräume und Gelegenheit zum Baden sowohl en famille in großen Bassins als auch in Einzelräumen bieten.

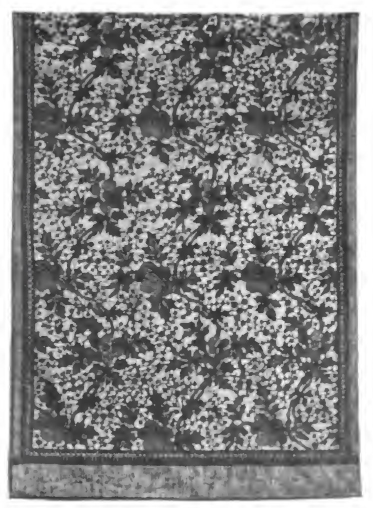
Auch jetzt sind noch einige Wohn- und Schlafräume zu besichtigen, die, unterirdisch gelegen, auf eigenartige Weise kühl gehalten werden. Das Mauerwerk ist aus einer *porösen Steinart* ohne Zement hergestellt, welches wie ein Schwamm das in geschickter Weise von oben herab auf Decke und Mauerwerk geleitete Wasser hindurchziehen läßt, so daß es an der ganzen Oberfläche des Mauerwerkes zur Verdunstung gelangt. An vielen Stellen träufelt und sprüht es außerdem dauernd herab. Durch die somit gebotene *große Verdunstungsfläche* wird eine bedeutende Abkühlung erreicht, so daß in diesen Räumen fast jede Außentemperatur erträglich ist und dem unvermittelt Eintretenden der große Temperaturunterschied beinahe gefährlich werden kann.

Seit langen Jahren wird dieses Wasserschloß nicht mehr benutzt und ist jetzt leider *dem Verfall* ausgesetzt, was wegen seiner auf Java einzig dastehenden Art und Schönheit sehr bedauert werden muß.

Den vollendetsten Gesamteindruck macht das *große Bassin*, welches, durch Steine eingefaßt, von gemauerten Badekabinen für die Frauen und Gäste des Sultans umgeben ist. Vasen und kleinere Rasenflächen schmücken den Boden.

Welche Bilder vornehm-üppigen Glanzes mag dieser Ort gesehen haben!

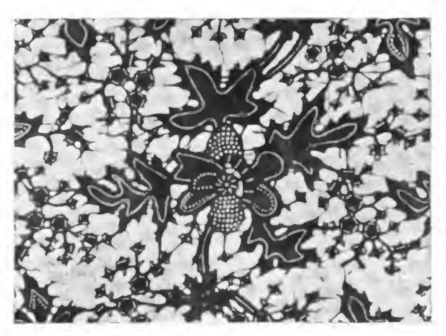
Das Wasser ist zur Zeit stets mit einem hellgrünen, flechtenartigen Moos bedeckt. Groteske Figuren, die fast cynisch auf das Ganze herabschauen, zieren die Wände. Den schönsten Schmuck



Dessin eines Sarongs.

aber, der fast wie eine dazu gehörige Dekoration erscheint, bilden die erhöht darüber sichtbaren *Palmengruppen* und die *tropische Vegetation* des das Watercastel umgebenden Schloßgartens.

Am Horizont ist die unheimliche und doch erhabene Form des *Merapi* sichtbar, an dessen Gipfel ein rauchender Feuerstreifen Zeugnis von den in seinem Kerne noch tätigen vul-



Zeichnung der eigentümlichen Muster eines Sarongs.

kanischen Gewalten gibt, und über dem Ganzen wölbt sich in ruhiger Majestät der blaue Himmel.

Vernimmt man, im Anblick dieser Bilder versunken, dabei noch die Musik der gleichmäßig resigniert herabträufelnden Wassertropfen, gleichsam als wollte ihr Plätschern die Geschichte der Vergangenheit erzählen, und flattert noch zufällig ein bunter Schmetterling, das Bild der leichtlebigen Eintäglichkeit über das Ganze hinweg, so ist es, als sollte der Gegensatz zwischen der *ehemaligen Macht und Pracht* und der *jetzigen Unbedeutendheit* des Sultanats, aber auch überhaupt der ewige Wechsel und die Vergänglichkeit des Bestehenden in dieser Umgebung packenderweise dargestellt werden. Jedenfalls ist dieser farben- und eindruckreiche Ort mehr wie irgend ein anderer, dessen ich mich erinnere, reich an *Stimmungsakkorden*, deren Grundlage eine Mischung aus *Melancholie mit romantischen* Anklängen bildet.

Wollte man rein praktische Folgerungen aus dem Gesehenen

ziehen, so möchte man auch in Europa oder anderen heißen Gegenden ähnlich eingerichtete Räume zur körperlichen Erfrischung und Beruhigung der Nerven eingerichtet wissen.

In Djokdja besuchen wir auch noch eine Arbeitsstätte, in der die für die prinzliche Familie bestimmten *Sarongs* hergestellt werden, jene Kleidungsstücke, womit sich die Javaner von der Hüfte abwärts bekleiden.

Eigentümlich ist, daß man die auf ihm angeordneten Muster, von denen die Photographie eine Vorstellung geben mag, nicht etwa aufzeichnet; sie werden vielmehr nach einem gewissermaßen negativen Verfahren angebracht, indem die Stellen, welche keine Farbe haben sollen, mit einer Wachslösung bestrichen werden, während die anderen Partien frei bleiben. Darauf wird das Ganze in eine entsprechende Farblösung eingetaucht.

Wenn auch diese Sarongs, von weitem gesehen, in Farbe und Ausführung für alle Bevölkerungsklassen fast gleich erscheinen, so findet man bei näherem Zusehen die Ausführung der Dessins doch äußerst mannigfaltig und nach bestimmten Vorschriften für die einzelnen Bevölkerungsklassen geregelt. So haben die Fürsten und Prinzen, hohe und niedrigere Hofbeamte je ihre bestimmten Zeichnungen.

Sodann sieht man noch eine eigentümliche Art von Kopfbedeckung in den Voorstenlanden. Sie besteht aus einer großen Schirmmütze, deren oberer Teil, also derjenige, der am Kopf anliegt, seitlich zackig ausgeschnitten ist oder auch zur Hälfte abgeschnitten wird, so daß die Mütze oben offen ist. Dies hat den Vorteil, daß sie einesteils einen Zweck der Kopfbedeckung, nämlich dem Haupte nach oben einen würdigen Abschluß zu geben, erreicht, zur Unterscheidung von den unbedeckten Eingeborenen der unteren Klassen, während anderseits der große Nachteil der europäischen Hüte dabei vermieden ist, welcher darin besteht, daß sie die Ventilation vollständig oder bis auf ein Minimum beschränken und so viel Glatzen verursachen.

Im schroffen Gegensatz zu der Besichtigung der fast klassisch zu nennenden Überreste des Wasserschlosses vom Vormittag steht ein Besuch, den wir Abends einem Vertreter der Gegen-

Eine kleine Ecke des Boro-Bodoer.

wart abstatten, einem *Kinematographen* in der Art, wie solche in ganz Hinterindien von unternehmungslustigen Persern oder Arabern geleitet werden und die größeren Städte durchziehen,



Gesamtansicht des Boro-Bodoer von Weitem.

um den Eingeborenen dort teils zu diesem Zwecke kombinierte Schauspiele im Bilde, teils auch photographische Reproduktionen wirklicher Ereignisse, unter anderem europäischer Vorgänge vorzuführen.

So sehen wir hier beispielsweise Darstellungen der *englischen Krönungsfeierlichkeiten*, und es ist erstaunlich, wie in den indischen Wäldern bei strahlender elektrischer Beleuchtung und dem Puffen der die Betriebskraft abgebenden Lokomobile moderne europäische Ereignisse in lebenswahrer Form gezeigt werden können, während im nahen Kraton tausendjährige Sitten und Gewohnheiten mit peinlicher Sorgfalt künstlich am Leben erhalten werden und vielleicht nur eine Stunde davon noch Tiger und Panther in ungestörter Wildheit ihr Wesen treiben. —

Die neuen Erfindungen haben die Lehrmittel des *Anschauungsunterrichtes* so vervollkommet, daß der heutige Wilde unter Umständen besseren Unterricht genießt, als ihn der jetzt lebende Weiße in seiner Jugend erhalten konnte, und es ist noch gar nicht abzusehen, wie diese Erleichterung auf die



Der Übergang auf dem Bambusfloß bietet ein prächtiges szenisches Bild.

Entwicklung und den kulturellen Fortschritt der Eingeborenen wirken wird, wenngleich deren Auffassungsvermögen und ihre Charaktereigenschaften nach dieser Richtung immer eine bestimmte Grenze vorzeichnen werden.

Am folgenden Tage fahren wir hinaus zum *Boro-Bodoer.* Die Brücke, die über einen den Weg kreuzenden Fluß führt, ist zur Zeit fortgeschwemmt und so können wir mit dem vierspännigen Wagen nur bis zu einer diesseits gelegenen Stelle des Flußufers fahren, müssen dann mit der Fähre übersetzen und am jenseitigen Ufer weiterwandern. Die Überfahrt über den Fluß bietet ein prächtiges landschaftliches und szenisches Bild.

Bald erreichen wir am jenseitigen Ufer den Boro-Bodoer.

Wenn man, wie wohl alle Javabesucher, so viel von dieser Tempelruine gehört hat, so ist man bei ihrem Anblick aus der



Der Verfasser auf einer Ecke der oberen Galerie des Boro-Bodoer.

Entfernung meist enttäuscht von der äußerlich formlosen Einfachheit dieses Steinhügels. Das Interesse wächst indes in dem Grade, wie man das Bauwerk näher besichtigt und muß bald

zur Bewunderung übergehen über die ungeheure Arbeitsleistung, die auf seine Ausführung und Ausschmückung durch Meilen von Quadratmetern an großen Friesen verwendet ist.



Relief aus den Tempelruinen.

Das Bauwerk ist an die tausend Jahre alt, etwa hundertundfünfzig Meter im Quadrat groß und hat fünf übereinanderliegende Galerien, von denen die eine stets enger wird wie die andere, so daß das Ganze einer Pyramide mit abgeschnittener Spitze nicht unähnlich sieht. Die obere Galerie wird gebildet von etwa dreißig kuppelartigen Bauten, deren Massenhaftigkeit durch die Bilder auf Seite 85 und 87 dargestellt wird.

Dicke Bände könnten geschrieben werden über die kulturhistorische Bedeutung und die mannigfaltige *Auslegung der* verschiedenen *Reliefs.* Eine Vorstellung von der Großartigkeit des Werkes gibt die Äußerung eines hervorragenden Gelehrten,

der die Arbeitsleistung, welche die *ägyptischen Pyramiden* erforderten, als *verschwindend gegenüber dem Wunderwerke des Boro-Bodoer* bezeichnet.

Mir fällt besonders ein Fries auf, kämpfende Gruppen darstellend, die anscheinend Völkerstämmen des südlichen Vorderindiens angehören und wobei eigentümlicherweise affenartige Wesen in den Kampf eingreifen. Es ist schwer zu sagen, ob diese Bilder einer Legende entsprungen sind oder ob darin Anklänge für die behauptete Existenz eines affenartigen, zwischen Tier und Mensch stehenden Wesens gegeben sind.

Den Beschauer muß auch die Tatsache beschäftigen, daß trotz solcher wunderbarer Bauwerke, die von der hohen Blüte des Buddhismus auf diesem Insellande zeugen, heute von dieser



Von derartigen Reliefs gibt es Meilen von Quadratmetern am Boro-Bodoer.

Religion kaum mehr eine Erinnerung im Volke vorhanden ist, abgesehen von Spuren bei den auf isoliertem Gebiet lebenden Bewohnern des Tengger Gebirges.

Es ist wunderbar, wie eine in sich auf so widerstandsfähigen Prinzipien aufgebaute Religion wie der Buddhismus vom eindringenden Mohammedismus so spurlos *hinweggeschwemmt*



Fries mit Darstellung von Affen.

werden konnte und es drängt sich die Frage auf, ob es wohl möglich ist, daß auch die hervortretende Religion des jetzigen Zeitalters, das Christentum, jemals eine so gründliche Verdrängung wird erfahren können.

Wollte man eine grundsätzliche Ursache suchen, wodurch die vollständige Unterdrückung des Buddhismus möglich geworden sein mag, so dürfte sie in der verhältnismäßigen Einfachheit im Aufbau der Lehre Mohammeds zu finden sein, die dem ungekünstelten und natürlichen Wesen der Malaien wohl mehr zusagte.

Die Buddha- und Brahmareligionen, die ihre Gläubigen mit der Beobachtung solch zahlloser Zeremonien beschäftigen, die durch das Kastenwesen ganze Bevölkerungskreise zur Lethargie

verurteilen und zur Folge haben, daß in den Tempeln sich ein großer Teil des Volksvermögens allmählich ansammelt, mußten ihren Anhängern auf die Dauer jede Verteidigungskraft gegen den frischen, einfachen Mohammedismus rauben, besonders nachdem der Kampf zwischen Buddhisten und Brahmanen diese beiden Parteien noch besonders geschwächt hatte, und man dürfte annehmen, daß in gleicher Weise weiterhin dem Andrängen der Mohammedaner die Hindureligion allmählich auch in Vorderindien weichen müßte, wenn ein wirklicher Kampf zwischen den Völkerstämmen der beiden Religionen möglich wäre und nicht



Besonders zart ausgeführtes Relief der Tempelruinen.

von der englischen Regierung verhindert würde. Im Interesse der letzteren liegt es im übrigen, keine der beiden Parteien zur entschiedenen Übermacht gelangen zu lassen, um für sich die Ent-

scheidung und damit die umsomehr gefestigte Herrschaft über beide zu behalten.

Das Mauerwerk des Boro-Bodoer ist *ohne Zement* ausgeführt und der Bestand des ganzen Denkmals dadurch sehr in Frage gestellt. Das Innere der Pyramide besteht nur aus aufgehäuftem Erdwerk, das naturgemäß im Laufe der Zeit durch eindringende Niederschläge ausgewaschen wird, so daß ein fortwährendes *Zusammensinken* der Pyramide unvermeidlich ist.

Die Frage, auf welche Weise ihrer vollständigen Zerstörung *Einhalt geboten* werden kann, bildet Gegenstand weit umfassender Erörterungen in wissenschaftlichen und öffentlichen Schriften, und es kann nur gehofft werden, daß diese recht bald zu einer praktischen, gründlichen und Erfolg sichernden Maßregel Anlaß geben werden. —

Ein vielen Besuchern von Djokdja bekannter Herr ist der mit einer vornehmen Javanerin verheiratete Dr. G., der sich ganz wesentliche Verdienste um die Aufdeckung und Erforschung der in der Umgegend von Djokdja befindlichen altertümlichen Bauten, insbesondere auch um das Studium der Herstellung der javanischen *Nationalwaffe, des Kris,* erworben hat.

Letztere ist ein wesentliches Attribut jedes Javaners von Bedeutung und tritt besonders in den Sultanstaaten in die Erscheinung. Die Zwingen und die Scheide zeigen häufig fein stilisierte Arbeit nach vorderindischen Motiven. Die Klinge ist meist schlangenartig gewellt und bei den besseren Waffen *damasziert.* Es gilt als unhöflich, einen Javaner um Übergabe des Kris zwecks Besichtigung zu bitten, da dieser nur im Ernstfalle aus der Scheide genommen werden darf.

Besonders geschätzt sind diejenigen damaszierten Klingen, die unter *Zuhilfenahme* des Materials eines Meteorsteines hergestellt sind, der vor langen Jahren innerhalb des Fürstentums Soerakarta niedergefallen ist und jetzt im Kraton von Solo aufbewahrt wird. Es bedarf stets umständlicher Ermächtigungen des dortigen Sultans, wenn zur Anfertigung von Krisblättern der Hofschwertschmied in Djokdja Erlaubnis zur Abtrennung eines kleineren Stückes von diesem Himmelsboten erhält. Das

Meteormaterial wird zwischen zwei Eisenblättern verschweißt, dann wird das verschweißte Stück doppelt gelegt, wiederum verschweißt und ausgereckt, und diese Prozedur bei den besten



Der Kris, die javanische Nationalwaffe.

Kris etwa *hundertmal* wiederholt, so daß ebensoviel Blätter aus Eisen und Meteormaterial, trotz der geringen Gesamtblattstärke von nur etwa einem bis zwei Millimeter, übereinander liegen und sich beim Polieren durch die Verschiedenheit im Lichtreflex aderartig voneinander abheben.

Die verhältnismäßig geringe Menge des Meteorsteines hatte bei den Beteiligten schon öfter die Befürchtung aufkommen lassen, daß die Quelle schließlich versiegen müsse und die damit hergestellten, so geschätzten Kris nicht mehr angefertigt werden könnten, woran sich sogar der Aberglaube knüpfte, daß nach der gänzlichen Verarbeitung des Meteormaterials der Bestand des Fürstentums in Frage kommen könnte.

Es ist nun ein Verdienst des Herrn Dr. G., die Ursache der spezifischen, eigenartigen Reflexwirkung erkannt und damit festgestellt zu haben, daß die tiefere Färbung durch einen Gehalt an *Nickel* im Meteorstein hervorgerufen wird, und es ist Herrn Dr. G. auch gelungen, Kris mit der gleichen Aderzeichnung, wie sie bisher nur vermittels des Meteorsteines erreicht wurden, durch Verwendung einer in Europa hergestellten Nickel-



Javanische Tempelruine.

legierung herzustellen, die von dem mit Meteormaterial hergestellten Kris nicht zu unterscheiden sind, wodurch auch hier der Nimbus des Übernatürlichen den Folgen praktischer Untersuchung weichen mußte.

Lebhaft beschäftigt Herrn Dr. G. zur Zeit die Frage, ob ein im Ruinengebiet ausgegrabenes Steinornament mit dem Brahma- oder Buddhakultus zusammenhängt. Ganze Stöße an Aktenmaterial und anderen Schriftstücken sind über diese Streitfrage zwischen den verschiedenen Sachkennern gewechselt worden. Hierbei tragen die tropische Hitze sowie die Einsamkeit und demgemäße Konzentration der Forscher natürlich dazu bei, daß diese Frage mit großer Leidenschaft zum Austrag gebracht wird.

Herr Dr. G. ist auch so liebenswürdig, uns auf einer Fahrt zu den Ausgrabungen von *Prambahnan* selbst zu führen und die einzelnen Ornamente in ihrer Bedeutung des näheren zu erläutern.

Herrlich ist die Fahrt mit dem Viergespann kräftiger einheimischer Hengste in früher Morgenstunde durch die Dörfer und Marktplätze der Eingeborenen.

Die Tempelgebäude, obwohl nicht von der Wirkung der Hauptruine des Boro-Bodoer, zeigen indes feinere Ausführung der Skulpturen wie der letztere. Sie beziehen sich sämtlich auf die Hindureligion, haben leider aber auch durch die häufigen Erdbeben und den Einfluß der Witterung sehr gelitten.

Anderen Tages besuchten wir von Djokdja aus eine der größten Zuckerplantagen Javas, die im Laufe des Jahres bis hundertdreißigtausend Pikul, jeder zu je einundsechzig Kilo, gewinnt, der Pikul etwa einen Wert von zehn Gulden holländisch darstellend.

Die Rentabilität der Plantage ist wesentlich von den *Arbeitslöhnen* abhängig, die aber in der dortigen Gegend auf recht günstigem Niveau liegen (Frauen erhalten nur etwa fünfzehn Cents, also fünfundzwanzig Pfennig pro Tag). Dann wird der Gewinn einer solchen Plantage auch von der Erntemenge bestimmt, die keinen großen Ausfällen ausgesetzt ist, weit mehr aber vom Stand der Weltmarktpreise, die dagegen umso größeren Schwankungen unterworfen sind.

Zur Zeit unserer Anwesenheit liegen die Verhältnisse günstig und in Bezug auf den letzten auf Java tagenden *Zuckerkongreß* wird noch heute von den üppigen Festen, die Besitzer und Angestellte bei dieser Gelegenheit gefeiert haben, erzählt. Die Beamten solcher Zuckerplantagen führen ein mit verhältnismäßig vielem Komfort ausgestattetes Leben, während ihnen natürlich auch eine entsprechende Verantwortlichkeit und während der Ernteperiode eine rege Tätigkeit zufällt. Der Andrang zu guten Stellen ist aber ein ziemlich starker.

Auf dem Wege zurück fällt uns auf, wie viele Frauen und Mädchen mit enormen Lasten, schweren Säcken etc. zu Markte oder zu Felde ziehen. Meine Begleiter weisen darauf hin, daß gerade in den Fürstenländern die Frauen dazu angehalten sind, alle Arbeiten zu verrichten, und daß sie fast wie Sklavinnen behandelt werden, während die Männer sich ein bequemes Dasein verschaffen und tagelang müßig herumstehen.

Ich kann mich des Gedankens an eine Äußerung Fidus' nicht erwehren, der gelegentlich etwa folgendes meinte:

> »Die *Stellung der Frau* im öffentlichen Leben hängt mit der Art des Regierungssystems zusammen. Im reinen Feudalstaat war und ist die Frau in ihrer Stellung am meisten zurückgedrängt; im Gegensatz dazu ist in Ländern wie im modernen Deutschland, noch mehr aber in England und Amerika mit liberalen Verfassungen die Stellung der Frau im öffentlichen und privaten Leben die mehr geachtete; sie spielt dort eine vornehmere Rolle. Wenn in romanischen Ländern mit selbst freier Verfassung, wie etwa Frankreich, die bürgerliche Frau noch verhältnismäßig wenig aus sich heraustritt, so ist dies vielleicht mit den Folgen des kirchlichen Absolutismus vergangener Jahrhunderte zu erklären. Mit der Befreiung der Geister eines Volkes hebt sich die Stellung der Frau von selbst, ohne daß damit nötigerweise eine zu große Emanzipation derselben oder Einbuße an ihrer Weiblichkeit verbunden sein müßte. Umgekehrt dürfte demnach aus der Stellung der Frau in einem Lande die Stufe der Kultur

beurteilt werden, zu der sich dieses Land aufgeschwungen hat.«

Es mag dahingestellt bleiben, ob diese Ansicht Fidus' richtig und hier anwendbar ist; auffallend bleibt aber immerhin, daß, während in übrigen von mir bereisten Teilen Javas ein körperlich kräftiger Menschenschlag und eine gewisse Rücksichtnahme auf die Frau zu bemerken war, diese gerade in feudal regierten Teilen Javas wegfällt, vielmehr dort eine übermäßige körperliche Inanspruchnahme und Geringschätzung der Frauen vorhanden und gleichzeitig, als Folgeerscheinung, ein minderwertiger, weniger kräftig entwickelter Menschenschlag zu beobachten ist.

Plantagenleben.

Landschaftliche Szenerie. Der Rauen. Das Waldhaus im Eingeborenenkampung. Plantagenbetrieb. Kultur und Ursprünglichkeit. Die Hundemeute. Lustiges Gefecht mit Wildschwein. Ein tobender Hund. Die alte Dame. Lokomobile. Ideale Stellung eines Plantagenleiters. Kentong. Rennpferde im Urwald.

Durch die Liebenswürdigkeit des Herrn N. in Soerabaja erhalten wir Empfehlung an den Verwalter einiger seiner Kaffeeplantagen im Osten, was umsomehr dankbar anerkannt werden muß, als die Ernte bevorsteht und unser Besuch deshalb zu dieser Zeit nicht gerade gelegen kommt.

Eine Fahrt von Soerabaja zum Osten der Insel, in der Richtung Banjuwangi und die Besichtigung der wundervollen Urwälder kann nicht genug allen Reisenden, welche Java besuchen, empfohlen werden. Die *landschaftliche Szenerie* ist eine ganz andere wie die des mittleren Teiles von Java, des Preanger, und wiederum verschieden von der des westlichen Teiles: Bantam; insbesondere ist die Vegetation eine üppigere und es befinden sich hier Baumriesen von überraschender Majestät und Größe, wie wir sie anderswo auf Java nicht bemerkten.

Herr E., ein ehemaliger deutscher Kavallerieoffizier verwaltet eine nördlich der Eisenbahn und abseits der Hauptansiedelung gelegene kleinere Plantage, nennen wir sie Batara, und der Besitzer hat mir empfohlen, auf dieser längere Zeit Wohnung zu nehmen, wozu auch seinerseits Herr E. mich freundlichst einladet. Letzterer hat als Nimrod große Erfolge erzielt und will mir gern zur Jagdgelegenheit verhelfen.

Daß sein Vorschlag angenommen wurde, habe ich nicht zu bereuen; der Aufenthalt bei Herrn E. gestaltet sich angenehm und interessant zugleich.

Trotz der Bahnverbindung herrschen hier in mancher Beziehung ursprüngliche Verhältnisse. Unmittelbar in der Nähe der Station und in der Nähe der erschreckten Eingeborenen raubt während unserer Anwesenheit ein Tiger am hellen lichten Tage die allerdings ebenso unbefangen auftretenden Rehe und Wildschweine, obwohl schon seit mehreren Jahren die dort in der Nähe wohnenden Europäer eine systematische Jagd auf Raubtiere ausüben.

Die Plantage und unser Waldhaus sind am Fuße eines erloschenen Vulkans, des imposanten *Rauen* gelegen. Sie ist umgeben vom herrlichsten Urwald, in der Nähe eines rauschenden Bergstromes, dessen Schluchten prächtige landschaftliche Bilder darbieten und sie ist gelegen inmitten eines *Eingeborenenkampungs*, dessen Bewohner in ihrem Treiben zu beobachten, mancherlei Interessantes bietet. Der *Plantagenbetrieb* ist nicht so umfangreich, daß er allzu störend in die Erscheinung treten könnte und doch groß genug, um die Verhältnisse eines solchen einigermaßen erkennen zu lassen. Dabei erfreue ich mich der Gesellschaft des Herrn E., der über große Erfahrung in Bezug auf javanische Verhältnisse verfügt und dessen liebenswürdiges Entgegenkommen seinem Gast täglich aufs neue beweist, wie er sich freut, für einige Zeit europäische Gesellschaft zu haben.

Der Vorteil, daß sich ein fast ideales Jagdgebiet unmittelbar an die Plantage anschließt, dabei die günstige gesundheitliche Lage (die Höhe mag auf etwa 400 Meter über dem Meere geschätzt werden), alles das macht den Aufenthalt zu einem für Studienzwecke fast wie geschaffenen. Hierzu kommt noch eine Annehmlichkeit höchst materieller Art, nämlich die, daß die eingeborene, langjährige Haushälterin des Herrn E. sich als eine bewundernswerte Kochkünstlerin erweist. Der Ruf »Ankat«, das heißt »Essen«, der durch alle Räume hindurchklingend die Mahlzeit ansagt, ist in Anbetracht meines guten Appetits entschieden einer der sympathischsten Laute des ganzen Tages. Dabei ist es möglich, durch telephonischen Auftrag innerhalb weniger Stunden von der etwa 50 Kilometer entfernten größeren Ortschaft mit der Eisenbahn alle Arten von Konserven sowie sonstige

Materialien und Getränke herbeizuschaffen, wodurch, wenn auch ihr Genuß öfter ein wenig durch den Blechgeschmack gestört wird, doch zur Vielseitigkeit des Küchenzettels beigetragen wird. So berühren sich hier *Kultur* und *Ursprünglichkeit* in drastischer Weise.

Wir wohnen in einem aus dürren Bambusstäben und Brettern gebauten Waldhause, in welchem es keine Geheimnisse gibt;



Die Veranda des Plantagenleiters mit sogenannten Vogelnestern als Zierpflanzen.

jedes gesprochene Wort, selbst das Schnarchen eines Hundes ist durch die dünnen Wände hindurch gleichzeitig in allen Zimmern hörbar.

Einen angenehmen Aufenthalt während der kühlen Tagesstunden gewährt eine kleine Veranda, die mit Blumen und einigen in Körben aufgehangenen Blattpflanzen geschmückt ist, den sogenannten Vogelnestern, wie sie auf großen Wiringien und Banjanbäumen als Schmarotzer sich niederlassen. Einen großen Genuß bereitet mir ein vor der Veranda befindlicher

mächtiger Strauch mit gefüllten *Tubarosen*, dessen üppige, schneeweiße, des Morgens mit Tautropfen benetzten Blüten einen herrlichen Anblick bieten. —

Die Türen führen direkt nach außen und ihre Schlösser sind so wenig in Ordnung, daß in meinem Schlafzimmer ein Verschluß überhaupt nicht möglich ist.

In den ersten Nächten unterlasse ich nicht, wenigstens einen Stuhl vor die Tür zu stellen, aber die Gewohnheit läßt später sogar diese schwache Vorsichtsmaßregel vergessen. —

Das *Haus* ist gewissermaßen *auf Pfählen* gebaut; es befindet sich unterhalb der Wohnräume, zwischen Fuß- und Erdboden, ein freier Raum von etwa sechzig Zentimeter Höhe. Dieser ist von allen Seiten ohne Behinderung zugänglich. Sollten schikanöse Eingeborene nur ein Bündel Stroh hier unten anzünden, so ist anzunehmen, daß das Gebäude schneller in Flammen aufgehen würde, als man Zeit fände, auch nur ins Freie zu gelangen.

Trotzdem denkt niemand an eine Gefahr seitens der Eingeborenen, obwohl diese doch in recht dürftigen Verhältnissen sich befinden und innerhalb des Plantagenlebens auch wohl einmal durch Vorwürfe, Strafen, Lohnangelegenheiten zur Mißstimmung gebracht werden. Diese Sorglosigkeit dürfte allein schon ein Beweis für das große *Vertrauen* sein, welches man ihnen, weil sie es eben auch verdienen, entgegenbringt.

Allerdings bilden einen gewissen Schutz und Bewachung eine *Anzahl Hunde*, darunter einige vorzügliche Terrier und ein *Borneo Tschau* (für die Richtigkeit des naturgeschichtlichen Namens kann ich nicht einstehen), ein Hund halbwilder Rasse, fuchsig gefärbt und von der Größe und Figur eines kräftigen Spitzhundes, der eigentümlicherweise keinen Menschen nahe an sich herankommen und keinesfalls sich von ihm berühren läßt, sogar dann nicht, wenn dieser Mensch sein eigener Herr sein sollte, dessen Ruf er im übrigen durchaus folgsam ist und dem er auch eine gewisse Anhänglichkeit beweist. Äußerst scharfer Art, beantwortet er jede Annäherung selbst seiner Bekannten oder eine Geste, als wolle man ihn streicheln, mit einem drohen-

den Knurren und wenn man sich dann nicht zurückzieht, so greift er einfach an, worauf es aber bei seiner unheilverkündenden Haltung selten jemand ankommen läßt.

Die Hundemeute hat zuweilen ein *lustiges Gefecht* mit einem der *Wildschweine* zu bestehen, die in die das Plantagengebäude umgebenden Kaffeegärten eindringen.

Einmal stellt sich ein Keiler in recht taktischer Art mit seinem Hinterteil zwischen die gabelförmigen Wurzeln eines Baumes und erteilt nun den von vorn herandringenden Hunden rechts und links böse Hiebe. Einem Terrier wird dabei ein Viertel seines Felles, in der Größe von etwa zweihundert Quadratzentimeter, von der linken Seite gewissermaßen abgeschält, während der Borneo Tschau durch den Hauer des Borstentieres eine tiefe Wunde in die linke Seite erhält.

Der Terrier unterzieht sich gern der fürsorglichen Behandlung seitens des Herrn E., und die zuerst lebensgefährlich erscheinende Wunde heilt verhältnismäßig schnell, dagegen führt die Behandlung des Borneo Tschau jedesmal zu einem Schauspiel, welches das ganze Haus in Aufregung versetzt.

Hierbei können nur mitwirken die allernächsten langjährigen Bekannten des Tieres, Herr E., die Haushälterin und Pamesnati, der gewandte Stallknecht (dessen Namen ich nur dadurch behalten kann, daß ich mir nach mnemnotechnischer Art das Wort Parmesankäse ins Gedächtnis rufe). Unter Anwendung größter Diplomatie wird das Tier zunächst in ein Zimmer bugsiert, dessen Türen dann verschlossen werden, während die Nichtmitwirkenden froh sind, wenn sie — fern von Madrid — durch eine Fensterritze die weiteren Vorgänge beobachten können. Bald kündet ein tiefes Knurren das herannahende Ungewitter an. Herr E. und Pamesnati haben Stricke mit Schlingen versehen und suchen nun mit Gewandtheit zuerst das Vorderteil und dann das Hinterteil durch diese zu erfassen und lahm zu legen. Ein ungeheurer Lärm entsteht bei der Jagd von der einen Ecke in die andere, bevor ihnen dies gelingt und dann erst beginnt das wütendste Keifen, Schnauben, Bellen und blitzartige tollste Emporschnellen, das man sich denken kann, trotz der Fesselung

des Tieres, welches in dieser Verfassung mehr einem teuflischen Geschöpf als einem Hunde gleicht.

Das Ganze versinnbildlicht ausgezeichnet das wütende Toben *unwissender Unkultur* selbst gegenüber den wohlgemeintesten und wohltätigsten Einwirkungen höherer Intelligenz.

Herr E. wird, bevor die nötige desinfizierende Behandlung der Wunde erfolgen kann, auch einige Male gebissen, was bei dem wütenden Zustande des halbwilden Tieres doppelt gefähr-



Ein Rennpferd im Urwalde vor unserem Waldhaus.

lich ist. Man muß dessen Toben gesehen haben, um zu begreifen, was die ungezähmte Natur einer wilden Bestie bedeutet und daß es wahr sein mag, was man sich von den noch in der Wildheit existierenden Hunden, den Bankutta des Himalaya und den Adjag der Malaiischen Inseln erzählt, daß dieselben in Gesellschaft sogar den stärksten Panther angreifen und bewältigen. —

Neben diesen Hunden verfügt Herr E. über drei *Pferde* vorzüglicher Abstammung, die er selbst zugeritten hat, obwohl sie

vor seiner Behandlung als untauglich zu allen Diensten angesehen worden waren. Herr E. hat es aber durch Geschicklichkeit und Ausdauer erreicht, mit diesen Pferden auf den von Zeit zu Zeit in Solo und Djokdja stattfindenden Rennen mehrere erste Preise zu gewinnen. Außerhalb der Rennbahn dienen die Pferde als Reittiere auf der Plantage. Unser Bild zeigt Herrn E. auf einem seiner Vollblüter in europäischem Jockeikostüm bei indischer Umgebung.

Eine nicht zu beseitigende Unannehmlichkeit bei unserem sonst idealen Dasein bilden die mikroskopischen kleinen Wesen, welche, während wir den Urwald durchqueren, besonders auch dort, wo dieser durch Kulturarbeit aufgerodet war, durch die Kleidung, ja selbst durch die Ledergamaschen hindurchdringen und sich auf der Haut festsetzen, winzige rötliche Punkte und ebenso kleine Entzündungen verursachend, die aber bei ihrer Menge zu einer rechten Qual werden und schlaflose Nächte bereiten können. Zwar sind die eingedrungenen Wesen durch starkes Einreiben mit Caioupoutyöl zum Absterben zu bringen, das hindert aber nicht, daß beim nächsten Gange sich die Besucher wieder von neuem einstellen, so daß während des Aufenthaltes die Haut andauernd entzündet ist.

Hier auf der Plantage hört man auch manche Erzählung von den Eigenheiten der Eingeborenen, insbesondere auch darüber, wie sie einen verhaßten Weißen zu schädigen wissen. Die größte Rolle spielen hierbei Gifte, die auf mannigfache Art, vorzugsweise durch Bestechung von Dienern oder Köchen, dem Weißen appliziert werden.

Ein förmlicher Zweig der Wissenschaft könnte sich mit den vielen Naturgiften Javas und ihrer Zubereitung befassen.

Ein viel erwähntes Gift liefern die Bambusstauden, unter deren Stammblättern in ungezählter Menge unendlich feine und scharfe Härchen zu finden sind, die keine chemischen Gifte darstellen, aber, falls sie den Speisen beigemischt werden, in den Eingeweiden durch ihr mechanisches Eindringen schleichende Entzündungen hervorrufen und ein allmähliches Absterben des Individuums bewirken, wobei die europäischen Ärzte unter

Umständen nicht einmal eine sichere Diagnose über die Ursache der Krankheit zu stellen vermögen.

Auch von anderen Arten Giften wird berichtet, so von solchen, deren Wirkung nur von demjenigen wieder aufgehoben werden kann, der sie dem Patienten beigebracht hat. Solcher Mittel sollen die javanischen Schönen sich bedienen, um abtrünnige Verehrer wieder zu gewinnen. Während diese unter



Appell der Plantagenarbeiter und Zuteilung ihrer täglichen Aufgaben.

den Folgen des beigebrachten Giftes dahinsiechen, sind sie auf Tod und Leben der verlassenen Braut verfallen, die allein, wenn sie will, das heißt wenn der Bräutigam nachgibt, in der Lage ist, ihn wieder zu erretten.

Es ist indes anzunehmen, daß manche derartigen Geschichten der Phantasie entsprungen sind.

Zu dem uns beschäftigenden Inventar der Plantage gehört auch eine alte verrostete *Dampfmaschine*, eine Lokomobile, welche benutzt wird, um während der Kaffeeernte kleinere maschinelle Vorrichtungen zu treiben, insbesondere auch das Ent-

schalen der Bohnen zu besorgen. Dieses Instrument könnte man als einen Störenfried in der Harmonie unserer Freuden bezeichnen, denn oft, wenn wir gerade einen Ausflug vorhaben, heißt es: »Die Dampfmaschine will wieder nicht!« Und da nun sonst niemand auf der Plantage ein Verständnis für die Leiden der alten Dame hat, so muß Herr E. persönlich sich ihrer Pflege unterziehen. Es ist dies gewiß für ihn als den ehemaligen Offizier nicht so einfach, sich in die technischen Einzelheiten hineinzufinden und ihr Beherrschen macht seiner Vielseitigkeit



Typen der Plantagenarbeiter.

und Energie alle Ehre, zeigt aber auch, in wieviel Sätteln ein auf einem Verwaltungsposten im fernen Osten sich befindender Europäer fest sein muß.

Jeden Morgen um halb sechs Uhr erdröhnt der Kentong, jenes Instrument, welches wir auf der Fahrt nach Bantam schon kennen lernten und hier alle Morgen zur praktischen Anwendung gebracht sehen, meist unangenehmerweise, denn es bringt auch den im tiefsten Schlafe befindlichen Bewohner der Plantage zur Aufmunterung.

Zu Beginn gibt es schwache, kurz aufeinanderfolgende Schläge, die nach einiger Zeit an Intensität zunehmen und in größeren Zeitintervallen folgen, bis zu einem Fortissimo ansteigen und dann wieder schwächer werden, um in einem, dem Grollen

eines entfernten Gewitters nicht unähnlichen Geräusch abzusterben.

Dies Morgensignal ruft die Eingeborenen des Kampungs zum Appell. Sie stellen sich nach einiger Zeit ein und knieen in Gruppen am Boden, wo sie von den Vorarbeitern, den sogenannten Mandur, geordnet werden, um darauf ihre Anweisung über die Art der Beschäftigung für diesen Tag zu erhalten.

Die Arbeiter sind meist Maduresen, von der an Java anstoßenden Insel Madura und stellen einen Volkstyp recht niedriger Klasse dar. Bei der Betrachtung ihrer Physiognomien möchte man fragen, warum die Wissenschaft nach den Spuren der zwischen Mensch und Affen stehenden Lebewesen sucht, denn es könnte den Laien erscheinen, daß häufig genug der Unterschied zwischen dem Menschenaffen und niedrigen Menschentypen geringer ist als der zwischen letzterer und einem menschlichen Vertreter des gegenwärtigen Höchststandes unserer Kultur.

Man könnte annehmen, daß der Aufenthalt als Leiter einer Plantage für denjenigen, der einiges Interesse für das Leben in freier Natur hat, eine geradezu *ideale Stellung* bedeute und es lassen sich ja auch viele jungen Leute dazu bewegen, der europäischen Heimat zeitweise den Rücken zu kehren, um teils aus Wissensdurst und Erwerbsgründen, teils aus Bedürfnis nach Abenteuern ein solches Leben kennen zu lernen. Jedoch kann nicht genug darauf hingewiesen werden, daß sich die Kandidaten vorher viele Male die Frage vorlegen sollten, ob sie auch für Tropen geeignet sind, die außer einer widerstandsfähigen Konstitution auch hohe Willenseigenschaften erfordern.

Denn so herrlich auch der Aufenthalt auf solcher Plantage für mehrere Wochen erscheinen mag, so bestimmt kommt doch bei langjähriger Tätigkeit die entnervende Wirkung des Klimas einerseits und der Einfluß des langen Verweilens unter Eingeborenen anderseits zur Geltung und erfordert einen hohen Grad von Widerstandsfähigkeit in physischer wie psychischer Beziehung.

Schon dem Reisenden, der einige Wochen nur Farbige und unkultivierte Menschen gesehen, erscheint der erste Weiße, den er erblickt, wie »ein Gebild aus Himmelshöhn«, aber geradezu niederdrückend wirkt auf das Gemüt eines einigermaßen empfindsamen Menschen nach Monaten oder Jahren der Mangel an europäischen Gefährten, die gleiche Interessen und gleiche Lebensauffassung haben. Diese tritt besonders in die Erscheinung, wenn man in der Wildnis irgend einem Weißen begegnet, der lange auf entlegenem Posten verweilt hat. Mit wahrem Heißhunger stürzt sich dieser auf alles, was nur irgendwie bei dem Neuankömmling an Neuigkeiten oder Interessantem herauszuholen ist.

Bei Naturen, die für Außensport und für das Landleben reges Interesse haben, treten die Gefahren der langen Einsamkeit mehr oder weniger zurück, während Sentimentale denselben am meisten ausgesetzt sein dürften.

Aus diesem Grunde auch scheint es begreiflich, daß Angehörige der englischen Nation für das Leben in den Tropen besonders geeignet sich erweisen, da sie in erster Linie für rein praktische, materielle Fragen Interesse haben, auch durch Sportübungen Körper und Willen zu stählen nicht unterlassen und infolgedessen nicht so leicht seelischen Depressionen ausgesetzt sind. Die letzteren sind es gerade, welche manchen Vertreter anderer Völker veranlassen, wie man es in Holländisch-Indien nennt, zu *»verinlandschen«*, indem sie zu viel scharfe Gewürze und Alkohol zu sich nehmen, oder auch, die große Stufe zwischen Weißen und Inländern vergessend und die natürlichen Gegensätze zwischen Angehörigen verschiedener Rassen überwindend, sich mit einer Eingeborenen verheiraten, um durch ein, wenn auch nicht vollwertiges Familienleben eine gewisse Ablenkung zu erfahren.

Jagdliches.

Die Gewehrfrage. Baumriesen des Ostens. Die Reize eines Ansitzes. Urwaldbilder und Geräusche. Die erste Jagdbeute. Herr E. als Tigerjäger und seine Hilfskräfte. Pantherspuren. Lebende Köder als Opfer für Kulturzwecke. Ein versöhnliches Moment. Das Schicksal aller Wesen. Gefahrlosigkeit ungereizter Raubtiere. Warum mögen sie den Menschen fürchten? Die Macht des Blickes. Erfahrungssatz und Ausscheidung allzukühner Exemplare. Die Gefahr bei verwundeten Tigern. Fallenstellung. Ein lobenswerter Instinkt.

In St. Franzisko habe ich ein 7 mm-Mausergewehr erstanden, sowie eine Büchsflinte, letztere mit einem gezogenen Büchslauf etwa Kaliber 16, habe aber in Batavia die 7 mm-Büchse gegen ein 8 mm-Mauser umgetauscht, um eine wirkungsvollere Waffe zu besitzen. Herr E. hat zwar eine große Menge Wildes mit 7 mm-Mauser erlegt, doch raten fast alle, die starkes Raubwild gejagt haben, zu selbst noch größeren Kalibern, denn bei schwerem Wild hat die kleine Kugel eine zu geringe Stoppkraft und in Vorderindien habe ich Herren sich sogar dahin äußern hören, daß sie niemals anders als mit schwerer Kugel von mindestens Kaliber 12 gegen einen Tiger vorgehen würden, da die schwächeren Projektile zwar tödliche Wunden beibringen, aber nicht verhindern können, daß das angeschossene Tier erst noch den Jäger annimmt, wenn dieser irgendwie erreichbar ist*).

*) Persönlich habe ich nur die besten Erfahrungen mit der 8 mm-Büchse gemacht, auch späterhin gelegentlich einiger Büffel- und Elefantenjagden, insbesondere was die Treffsicherheit und die endgültige Wirkung des Schusses anbetraf. Allerdings mußten in kritischen Momenten auch Störungen in Kauf genommen werden, die dadurch entstanden, daß der Repetiermechanismus nicht sicher funktionierte, wenn ein zweiter Schuß in Eile unmittelbar nach dem ersten abgegeben werden sollte, und ich möchte deshalb für ähnliche Gelegenheiten doch Doppelbüchsen von 9,5 mm und mit starker Ladung vorziehen.

Bisher habe ich übrigens nie Gelegenheit gehabt, auf Wild eine Kugel abzugeben. Die Versuche auf Java und Korea und auf der Tour nach Welcome Bay verliefen ja ergebnislos.

Hier in Batara soll nun das erste Stück vor die Büchse kommen, denn Reh- und Schwarzwild ist zahlreich und verhältnismäßig leicht zu erlegen.

Jenseits des etwa zehn Meter entfernten Kali, des tosenden Bergstromes, befindet sich eine Lichtung, auf welcher alle Bäume



Gefällter Urwaldriese.

und das Strauchwerk gekappt sind, um Raum für neue Kaffeegärten zu schaffen. Diese Lichtung ist an drei Seiten vom Urwald umgeben und auf derselben liegen noch die mächtigen, *gefällten Baumriesen,* teils mit ihrem ungeheuren Wurzelwerk in die Luft ragend, vereinzelt auf dem Platze und auf je einem dieser Baumriesen nehmen Herr E. und ich, in einem Abstande von etwa 150 Metern, unseren Sitz, um das Wild zu erwarten.

Unsere Bilder veranschaulichen zwei solcher gefällten Riesen; das zweite Bild zeigt nur das Wurzelwerk eines solchen.

Hier sind wir eigentlich den Blicken der auf die Lichtung tretenden Tiere des Waldes vollständig ausgesetzt, indes der

Khakianzug und die Unbefangenheit des Wildes allem gegenüber, was regungslos in erhöhter Stellung sich befindet, bewirken, daß es in unmittelbarer Nähe vorbeiwechselt und damit zu Schuß kommt.

Es ist auffallend, wie wenig das Wild selbst durch den Knall eines Gewehres verscheucht wird; mehrere Male erlegen wir einen Rehbock erst zehn Minuten, nachdem ein anderes Stück Wild in nächster Nähe gefallen ist. Dies kommt teils daher, daß in dieser schon recht bewohnten Gegend die Tierwelt an alle Art Geräusch gewöhnt ist, schon infolge des Holzfällens, der Eisenbahn- und anderer Bauten und teils weil sie insbesondere auch nie weiß, aus welcher Richtung der peitschenartige Knall kommt.

Auf unserem Ansitz gibt es keine uninteressante Minute. Wenn schon die Aufmerksamkeit in der Hauptsache auf das zu erwartende Wild gerichtet ist, auch durch die Besuche liebenswürdiger Moskitos und Ameisen recht viel in Anspruch genommen wird, so bleibt doch Zeit genug, die Erscheinungen in der Luft und im nahen Walde zu beobachten.

Unvergeßlich ist mir der Anblick des ersten in der Freiheit lebenden Affen auf den nahen Baumästen. Man hat sie so oft gesehen, die lustigen, übermütigen Gesellen, aber immer im Käfig und das Auge sucht daher auch hier unwillkürlich nach den Eisenstangen, die sich über dem Baum, auf welchem der Affe spielt, wölben müßten.

Aus der Vogelwelt sind insbesondere zu erwähnen die fliegenden Füchse oder Kalongs, jene Riesenfledermäuse, die Nachmittags und in der Dämmerung am zahlreichsten sind; zuweilen auch streicht ein Paar der mächtigen Nashornvögel über uns hinweg. Ihre gewaltigen Fittiche verursachen beim Niedergang ein sausendes Geräusch und wenn solch ein Paar feierlich rauschend seines Weges zieht, so steigen die Kraniche des Ibykus und die Boten Wotans der alten Sagen aus der Erinnerung empor.

Charakteristische Laute *im Konzert des Waldes* werden von einem Vogel hervorgebracht, dessen durchdringender Ruf einem

Tütütü ähnelt, wobei jedes der drei Tü eine andere Tonhöhenlage einnimmt. Dann folgt ein weiteres Tütütü, wobei aber jedes Tü wieder um kaum einen Viertelton höher wie der vorhergehende der ersten Serie klingt und diesem folgt eine nochmalige Tütütü-Gruppe, wieder je einen Viertelton höher wie die vorhergehende. Die Verschiedenheit in der Tonhöhe ist so



Wurzelwerk eines einzigen Baumes.

gering, daß man fast an die Existenz von Achteltönen glauben möchte, wenn man diesen eigenartigen Ruf vernimmt. Trotzdem ist die Differenz in der Höhenlage so deutlich und immer von einer solchen Gleichmäßigkeit, daß man sich wirklich darüber wundern muß, wie ein Wesen sich so konsequent eine für unser Ohr gewissermaßen durchaus falsche Tonäußerung gestatten kann.

Ein anderer Vogel ahmt mit seinem Rufe genau das *Meckern*

einer Ziege nach, so daß man zuerst mit Bestimmtheit glauben möchte, es irre im Urwald eine Geiß umher, bis man von der Herkunft des Rufes unterrichtet ist.

Zahllos sind die von kleinen Vögeln, Grillen und anderem Getier hervorgebrachten Laute, die sich um die Dämmerstunde zu einem ununterbrochenen und geräuschvollen Durcheinander von Meckern, Zirpen, Quitschen, Raspeln, Pochen und Locken steigern. —

Auf der erwähnten Lichtung erlege ich mit dem ersten Schuß *als erste*, überhaupt erlangte Jagdbeute, eine *Wildsau.* Sie wechselt zwar noch über die Lichtung bis an den Rand des Urwaldes, bricht dort aber im ersten Dickicht zusammen und wird mit Hilfe der Hunde leicht ausfindig gemacht. Auch einige Stücke Rehwild werden schon in den ersten Nachmittagen erbeutet, wovon das erste in den Urwald flüchtet. Wir müssen es verfolgen und ich lerne dabei in der Dunkelheit auf allen Vieren mich vorwärts bewegend den Kampf um jeden Fußbreit mit der unentwirrbaren, stechenden, reißenden, kratzenden und umschlingenden Vegetation kennen.

Die erbeutete Wildsau beschließen wir als *Köder* für einen *Panther* auszulegen, dessen Spuren seit einiger Zeit in der Nähe des Kali (Bergflusses) gefunden wurden. Um den Transport durch die Eingeborenen dorthin zu erreichen, muß denselben allerdings eine besondere Belohnung geboten werden. Der muhammedanische Glaube bezeichnet ja das Schwein in jeder Form als verabscheuungswürdig; nur ein großes Geldstück ist neben guten Worten im stande, den Widerwillen der Leute zu überwinden.

Übrigens hege ich die wenn auch schwache Hoffnung, daß vielleicht gar ein Tiger dies Revier besuchen und sich der Mahlzeit annehmen könnte. Im weiteren Verfolg dann diesen Tiger zu schießen, muß natürlich das erstrebenswerte Ziel meiner nächstliegenden Wünsche bilden. Man hat so viel von der Wildheit dieser Bestien gelesen und zudem wird die Aufmerksamkeit durch phantastische Erzählungen im Osten so oft auf diese schönen Räuber gelenkt, daß ich umsomehr darauf gespannt bin und es

als eine wichtige Aufgabe der Studienfahrt ansehen muß, mit einem Tiger nähere Bekanntschaft zu machen.

Die Jagd auf relativ unschädliche und nicht widerstandsfähige Tiere, wie Rehe und Hirsche, habe ich mir, abgesehen von der damit verbundenen stets dankbaren Berührung mit der Natur, niemals interessant denken können, indes einem Raubtiere und gar einem Tiger, dieser personifizierten, gleichsam wandelnden Hinterlist und Rücksichtslosigkeit eine gutsitzende Kugel zu geben, denke ich mir sehr verführerisch. Keinen Augenblick kann hierbei im eigenen Innern der leise Vorwurf aufkommen, daß man des bloßen Vergnügens wegen, wie bei der Jagd auf anderes Wild, mit einer verhältnismäßig mächtigen Waffe einem fast widerstandslosen Geschöpf den Garaus macht, ja man darf sich sogar sagen, daß man mit der Erlegung der großen Räuber eine Kulturaufgabe erfüllt.

Herr E., der seit vierzehn Jahren in Indien lebt, kann sich, was die Jagd auf diese Katzen anbetrifft, eines außergewöhnlichen Erfolges rühmen, wozu einesteils die günstige Gelegenheit, anderseits aber auch seine *Umsicht* und *Furchtlosigkeit* wesentlich beigetragen haben. Unterstützt wird er auch durch einige von ihm zur Hilfe *herangezogene und erzogene Eingeborene,* die große Erfahrung in der Auffindung der Tigerspuren, dem Auslegen der Köder und dem Anfertigen der Hochsitze erworben haben, alles Arbeiten von anscheinend untergeordneter Bedeutung, von deren richtiger Erledigung indessen der Erfolg wesentlich beeinflußt wird.

Die Zeit meiner Anwesenheit wird allerdings nicht als günstig für eine derartige Jagd angesehen, weil Tiger, infolge der klimatischen Verhältnisse, sich jetzt gerade mehr im höher gelegenen Teil der Urwälder aufhalten und weil auch die Arbeiter für die Ernte so beschäftigt sind, daß sie sich den Vorarbeiten nicht so ausgiebig widmen können.

Tigerspuren sind auch zunächst nicht zu finden und es dauert eine geraume Zeit, bis solche entdeckt und dann auch in deren Nähe weitere Köder, diese in Gestalt einiger Kälber und Ziegen ausgesetzt werden können.

Es erscheint nun zwar äußerst grausam, *lebende Köder* bei der Jagd auf Raubtiere zu verwenden, wie dies in Indien und auch in Afrika vielfach geschieht, und es läßt sich das auch nur damit entschuldigen, daß mit deren Hilfe ein Tier vernichtet wird, welches der Allgemeinheit, insbesondere auch der Tiergattung der Köder angehört, schädlich ist, so daß die Tötung nur eines einzigen Raubtieres unter Umständen einer ganzen Reihe von nützlichen Geschöpfen das Leben rettet. Ein versöhnliches Moment bildet auch der Umstand, daß, wenn ein Raubtier einmal solchen Köder angreift, dies unter sofortiger Tötung desselben vor sich geht. Das Spielen mit der Beute, wie wir es etwa bei der Katze und der Maus beobachten, ist nicht die Gewohnheit der in freier Natur lebenden großen Tiere dieser Gattung. Erst mit der diesen Geschöpfen unnatürlichen Lebensweise in der menschlichen Behausung, infolge der sogenannten Domestikation, scheint sich die Katze derartige Grausamkeiten anzugewöhnen.

So sehr man im sportlichen Interesse die vollständige Vernichtung der großen Raubtiere bedauern mag, so erscheint dieselbe doch unvermeidlich, denn letztere schädigen nun einmal direkt und indirekt das Interesse des Menschen und es kann keinem Zweifel unterliegen, wer in dem daraus sich ergebenden Kampfe unterliegen wird.

Bei manchen Tierarten wirken auch die Veränderungen in den klimatischen Verhältnissen zu ihrer Dezimierung mit; jedenfalls ist es ebenso sicher, daß der letzte in Freiheit lebende Löwe und Tiger einmal getötet werden wird, wie der Höhlenbär und der Auerochs aus Europa verschwunden sind, nicht zu reden von den ungeheuren Tieren der Urzeit, die zum Teil übrigens den periodischen Umgestaltungen der Erdoberfläche und der damit verbundenen Veränderung der Lebensbedingungen unterlegen sind.

Zudem gilt es in gleicher Weise für die Menschen- wie die Tierwelt, daß die weniger intelligenten und vollkommenen Rassen, Gattungen und Exemplare Eindringlingen höheren Wertes weichen und die überflügelten der Vernichtung zum Opfer fallen müssen. Für sie gibt es nur einen Trost, der allen Wesen

gleichmäßig zu gute kommt, daß ein jedes von ihnen im Interesse der kommenden Generationen und einer höheren Stufe der Kultur geopfert wird.

Bei einer Betrachtung hierüber äußerte Fidus einmal:

»Wenn es wahr ist, daß das Schicksal und der Zeitverlauf das Wohl der Menschheit im Auge haben, so erinnern sie uns in ihrer Rücksichtslosigkeit doch etwas an den gelehrten Professor, der voll warmen Interesses für ein Ameisenvolk dessen Leben und Treiben in der Nähe zu beobachten wünscht und dabei trotz aller Liebe für das gesamte Volk Hunderte auf dem Boden emsig umherlaufender Einzelexemplare mit den Füßen zertritt. Auch ihm erscheint das Einzelwesen nichts bei allem Wohlwollen für das Ganze.« —

Die *Anwesenheit von Panthern und Tigern* bringt den in der Umgebung wohnenden Menschen *nicht so große Gefahren*, als es im ersten Augenblick erscheinen mag. Herr E. kann trotz seiner langen Erfahrung von keinem Beispiel erzählen, in dem ein Mann seiner Plantage angegriffen worden wäre, außer in Fällen, wo diese Tiere vorher verwundet wurden. Dies aus dem Grunde, weil der gute Wildstand der Gegend, insbesondere an Rehwild und Wildschweinen, die Raubtiere selten zu Verzweiflungsakten und Verletzungen von Menschen treibt.

Die Menge Wildes auf Java hängt indirekt wiederum eng zusammen mit dem guten Boden und den vielen Niederschlägen, welche gute Wasserverhältnisse und eine üppige Vegetation, also reichliche Nahrung für die Hufer mit sich bringen.

Panther, die sich zuweilen auch an niederem Wild und an den Affen erholen, greifen übrigens, wenn man ihnen plötzlich zu nahe kommt, leichter einen Menschen an, auch ohne daß sie direkt in die Enge getrieben sind, während den Tiger erst großer Hunger oder der Zustand der Verwundung zu einem tollkühnen und äußerst gefährlichen Kämpfer macht. Zweifellos festgestellt ist auch die Tatsache, daß, falls er durch Zufall oder besondere Umstände einmal dazu kommt, Menschenblut zu kosten und nachdem er die verhältnismäßige Widerstandslosigkeit dieses

Geschöpfes feststellen konnte, er den Angriff nicht mehr scheut und die Jagd auf dasselbe sogar jeder anderen vorzieht. Sonst zeigt sich der gesättigte und ungereizte Tiger relativ sehr feige und geht den Menschen aus dem Wege.

Es ist übrigens eigentümlich und wohl wert, des Näheren ergründet zu werden, weshalb die wilden Bestien *Furcht vor den Menschen* haben, deren Körperkraft ihnen doch nicht so imponieren kann; ist es doch bekannt, daß, selbst wenn sie nur Wind von den Menschen bekommen, sie es vorziehen, sich zu entfernen, falls ihnen nur die Möglichkeit hierzu gegeben ist. Die Nähe des Weißen macht dabei stärkeren Eindruck wie die des Farbigen; besonders soll der auf sie gerichtete Blick des Europäers einschüchternd auf sie einwirken.

Man muß geneigt sein, anzunehmen, daß sich diese *Furcht* aus der Lebensweisheit der Eltern und Ahnen herausgebildet und auf jüngere Generationen vererbt hat, als Folge des Erfahrungssatzes, daß jedes Anknüpfen mit den Menschen zuguterletzt doch für sie selbst die größte Gefahr zeitigte. Die Eltern mögen gesehen haben, wie sie Freunde und Verwandte bei solchem Zusammentreffen verloren und die Folgen dieser Eindrücke mögen gewissermaßen als unbewußtes Bewußtsein durch viele Generationen hindurch sich vererbt und verstärkt haben, so daß selbst die heutigen Exemplare, welche einen Menschen nie erblickt haben, instinktiv die Gefahr, die ihnen aus einem Zusammentreffen mit demselben erwachsen kann, wittern.

Ebenso dürfte aber auch eine gewisse *Ausscheidung* der Allzukühnen und Angriffslustigen dadurch stattgefunden haben, daß diese eben in ihrem Unternehmen jedesmal den Kürzeren zogen und getötet wurden, so daß sie eine weitere Familie derartig kühner Exemplare nicht mehr begründen konnten, in gleicher Weise wie von den nächsten Hundegenerationen weniger Exemplare bei ihrem unvernünftigen Ankeifen von Automobilen und Frachtwagen getötet werden dürften, da die meisten hierzu neigenden Exemplare eben in ihrer Unvorsichtigkeit Leben und Zukunft bereits einbüßen.

Es mag aber auch allein der *Blick des Menschen* oder auch

die von seinem Körper ausgehende, heute noch nicht nachzuweisende *Strahlung* auf die Instinkte der wilden Tiere wirken, ähnlich wie der Mensch niedrigerer Gattung durch den Blick des Menschen höherer Befähigung bis zu einem gewissen Grade von Feindseligkeiten abgehalten wird und geneigt ist, sich dem anderen unterzuordnen.

Welche dieser Theorien richtig ist, mag dahingestellt bleiben, tatsächlich aber greift der Tiger der Malaiischen Insel wie auch Vorderindiens *ohne Not keinen Menschen an,* besonders nicht, wenn letzterer bei einem Zusammentreffen das Tier sofort dauernd im Auge behält und womöglich auch Gesten und Bewegungen ausführt, als wolle er dasselbe angreifen. Dieses wird dann vorziehen, erst langsamer, dann schneller zurückzuweichen, wenn auch mit einigem Fauchen und Zähnefletschen. Zeigt sich der Mensch aber als wirklicher Angreifer, haben mehrere etwa das Raubtier umzingelt und die Bestie verwundet, so ist, falls sie auch nur noch einigermaßen leistungsfähig ist, ein Kampf auf Leben und Tod unausbleiblich. Mit entsetzlichem Wutgebrüll stürzt sich der Räuber auf die zunächst befindlichen Personen und wehe dem, den er niederwirft, ohne daß sofort von seiten der Begleiter eine gutsitzende Kugel abgegeben wird, obgleich auch diese zuweilen nicht einmal die Rettung verbürgt, da es schon vorgekommen ist, daß selbst durch Herzschüsse getroffene Tiger noch in der Lage waren, einen Menschen tödlich zu verwunden und daß solche mit acht oder zehn Kugeln noch den auf sie eindringenden Jäger angriffen und in manchen Fällen vernichteten.

Während mir in der Zeit meines Aufenthaltes in Java ein derartiger Fall nicht bekannt geworden ist, weil in dieser Jahreszeit weniger gejagt wurde, auch wohl deshalb, weil an und für sich die Anzahl der Tiger auf Java relativ geringer ist, las ich während meines Aufenthaltes in der Nähe von Kalkutta innerhalb vier Wochen von drei Fällen, in denen bei der Verfolgung eines angeschossenen Tigers die Jäger, darunter zwei englische Offiziere, angegriffen und zu Tode verwundet wurden.

Verderblich ist auch der Umstand, daß selbst verhältnismäßig

geringe Verwundungen nur schwer zu heilen sind und meist Blutvergiftungen herbeiführen. Es bestehen auch unkontrollierbare Erzählungen dahingehend, daß Wunden aus solchen Kämpfen sich nie gänzlich schließen.

Wegen der unter normalen Umständen geringen Gefahr finden wir gar nichts darin, zu mehreren im Dunkeln die Urwaldpfade zu wandeln, wenngleich ein solcher Gang durch das stockfinstere Gebiet, mit dem Gedanken an die immerhin mögliche Nähe allerlei Getiers, einige Beklommenheit verursacht und mir scheint bei uns allen bei solchen Gelegenheiten doch eine gesteigerte Anspannung der Sinne vorhanden zu sein.

Die Gefahr vor geplanten Angriffen seitens eines Tieres ist jedenfalls geringer als vor dem zufälligen Überraschen eines Raubtieres, dem Berühren einer Schlange mit dem Fuße oder auch dem Anstreifen von Giftpflanzen mit den Händen oder dem Gesicht. Es gibt einige baumartige Feinde des Menschen, die eine heftige und stundenlange Anschwellung hervorrufen, wenn man nur ihre Blätter berührt. Mein Gastgeber hatte während meiner Anwesenheit das Mißgeschick, dies zu tun, und mußte dafür eine äußerst schmerzhafte Nacht in Kauf nehmen.

Herr E. hat übrigens bei seinen Jagden auch öfter zum *Fallenstellen* gegriffen, und während es meistens gelang, sich eines Panthers, der sich in der Falle gefangen hatte, leicht zu bemächtigen, soll ein in einer solchen sitzender Tiger geradezu das Wütendste darstellen, was man sich denken kann. In den meisten Fällen gelingt es ihm auch, sich aus der Klemme herauszuziehen; wo dies aber unmöglich ist, werden oft die starken Ankerketten zerrissen, worauf die Bestie mit der schweren Falle am Fuße den Urwald durchtobt und wehe dem Wesen, das sich dann in seiner Nähe sehen läßt. Es bedarf der alleräußersten Vorsicht, will man einem derartig gepeinigten Tiere sich nähern und ihm den Fangschuß geben.

Das Aufstellen solcher Fallen erfordert auch eine *große Geschicklichkeit*, denn der Tiger ist überaus mißtrauisch und die geringste Veränderung in der äußeren Bodengestaltung oder dem Bodenbelag wird bemerkt und gibt ihm Veranlassung,

einen Bogen zu beschreiben oder mit einem eleganten Sprung die Gefahr zu vermeiden. Auf Köder, ausgelegte Kadaver oder auch lebende Tiere geht er nur selten und nach langer Überlegung. Wenn er irgend welche andere Nahrung findet, vermeidet er es, Tiere, die er nicht selbst geraubt oder getötet hat, anzunehmen, und es ist festgestellt worden, daß er in der Wildnis ausgesetzte lebende Tiere, wie Kälber oder Ziegen, acht Tage und Nächte umschlichen hat, bevor er sich entschloß, eines derselben anzugreifen, um sich eine bequeme Mahlzeit zu verschaffen. So tief sitzt bei ihm die anerkennenswerte Vorliebe für Wild und eine selbst erjagte Beute. Man muß dabei an den Vers aus Schillers »Wilhelm Tell« denken:

Dann erst erfreu' ich mich des Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag aufs neu' erbeute.

Doch die Gelegenheit und allzugroße vor seinen Augen sich bietende Bequemlichkeit ist im stande, diese natürlichen und lobenswerten Instinkte nach einiger Zeit zu korrumpieren. Hat aber das Raubtier nur einmal von solchem Köder gefressen, so kehrt es mit ziemlicher Sicherheit am anderen Tage um die Dämmerstunde zurück und der mit Vorsicht ihn erwartende Jäger hat dann Aussicht, einen guten Schuß anbringen zu können.

Der Bromo. Eine Panthergeschichte.

Widerspenstige Ochsen. Die Tenggeresen. Gemüsebauern. Der Bromo. Die Sandsee. Babyvulkane. Der Smeroe. Eine Mondlandschaft. Die Kultur als Schimmelspuren auf dem Käse: Erde. Moengalpaß. Ein Höhenkurort. Das Alarmtelegramm.

Um nicht wochenlang ohne Unterbrechung zu warten, bis einer der Panther oder Tiger sich festlegt, entschließe ich mich, einen Abstecher zum *Tenggergebirge*, der Region des Vulkan Bromo zu machen und hinterlasse die Weisung, mich telegraphisch zu benachrichtigen, falls durch Auftreten eines Raubtieres meine Anwesenheit in Batara notwendig werden sollte.

Die Eisenbahn führt uns bis Probolingo und von hier aus geht es zunächst mit Wagen in flottem Trab nach Soekapoera. Schon hierher führt der Weg andauernd bergan, bald darauf wird er so steil, daß die Pferdepost Endstation macht und für die Weiterreise ein Ochsenkarren beschafft werden muß, der uns bis zur nächsten Ortschaft bringen soll.

Es ist dunkel geworden und schleichenden Schrittes geht es die Höhe hinan. Selbst den Ochsen ist der *Weg zu mühsam*. Obwohl der Führer sie fortwährend an den Hörnern gefaßt hält, suchen sie alle Augenblicke zur Seite auszubrechen und zum heimischen Stalle umzukehren. Sie führen dies in fast planmäßiger Weise aus, indem beide Tiere stets nach der gleichen Richtung plötzlich und heftig abschwenken. Fünf- bis sechsmal ereignet es sich, daß wir uns dadurch im Straßengraben befinden, und es dauert dann jedesmal lange, bis die Wiederkäuer mit Schelten und Schlägen wieder auf die Mitte des Weges zurückgebracht sind, um kurze Zeit darauf nach der anderen Richtung dasselbe Manöver zu versuchen.

Es ist zu wundern, daß wir auf diese Weise trotzdem unser Ziel erreichen, wo wir bei dem Wodana des Ortes Nachtquartier erhalten.

Am anderen Morgen geht es mit *Reitpferden* weiter, immer steil aufwärts, über eigentümlich geformte, den vulkanischen Charakter deutlich zeigende Bergrücken, die in ihrer Formation an die Abhänge des Himalaya der Darjeeling Region erinnern,



Landschaftsbild auf den Höhen des Tenggergebirges.

nur mit dem Unterschiede, daß alle mit freundlichem Grün und malerischen Eingeborenenhütten besetzt sind.

Die Bewohner dieser Gegend, die Tenggeresen, haben eine eigenartige Sprache und eine eigene Religion, in der sich noch Überreste der früher auf Java allgemein verbreiteten *Hindureligion* erhalten haben.

Auf diesen Höhen, mehr aber noch auf dem jenseits der Vulkanregion liegenden Tosarigebiet wird eine große Menge europäischen Gemüses für die Küchen der Weißen gezogen.

Wir passieren Ngadisari und sehen uns plötzlich aus einer Umgebung mit freundlichen Häusern, üppigem Pflanzenwuchs und fröhlichen Menschen nach kurzem weiteren Aufstieg am

Rande eines *ungeheuren Kraters* in das Reich des starren Todes und unheimlicher vulkanischer Gewalten versetzt.

Der Durchmesser des Kraters des Tengger beträgt wohl mehr als 10 Kilometer und seine Ränder senken sich zur sogenannten *Sandsee,* auch Dasar genannt, hinab. Diese bildet den Boden des ehemaligen großen Kraters, gleichsam das Atrium, in welchem sich infolge der vulkanischen Tätigkeit späterer Eruptionsepochen drei kleinere Krater, Batok, Bromo und Widodaren, gewissermaßen Babykrater, gebildet haben, von denen der Bromo, der bekannteste, noch fortwährend tätig ist. Diese kleinen Vulkane erheben sich etwa 200—300 Meter aus der Sandsee, und es ist kaum ein Anblick so eigenartig und führt uns so unmittelbar ein interessantes Bild aus dem Werdegang unserer Erde vor Augen, wie der Überblick vom Rande des Hauptkraters über die Bromoregion.

Wohl gibt es auf Hawai den Riesenkrater Kilauea, von noch größerem Umfange, aber dieser kann sich an greifbarer Übersichtlichkeit, sowie fast malerisch zu nennender Gesamtwirkung mit dem Bromo nicht messen.

Die Sandsee zu unseren Füßen ist mit spärlichem Graswuchs bedeckt. In ihr sollen sich wilde Pferde, die ursprünglich den Anwohnern entlaufen sein mögen, herumtreiben. Einige Menschen, die wir auf dem Boden der Sandsee bemerken, erscheinen von oben so klein, daß man sie für Krabben auf Dünensand halten möchte.

Die Panoramaphotographie gibt nur eine schwache Vorstellung von der mächtigen Wirkung dieses Landschaftsbildes, das an lebendiger Grauenhaftigkeit noch durch den gleichzeitigen Anblick des über 80 Kilometer entfernten höchsten Vulkans Javas, des 3670 Meter hohen *Smeroe* wesentlich gewinnt.

Aus dem Bromo steigen bläulich-graue Dämpfe und aus dem Gipfel des Smeroe strömt oder pufft in regelmäßig wiederkehrenden Abständen eine mächtige Dampfmasse hervor, die in regelmäßigen Zeitabschnitten sich zu einer kompakten Wolke zusammenballend, vom Gipfel trennt, nach oben steigt und gerade durch ihr periodisches Auftreten so packend auf den Zuschauer wirkt.

Es ist ersichtlich, daß dieser Dampfstrom durch ein Hindernis, etwa flüssige Lava, zeitweilig zurückgehalten wird, bis seine Energie es ermöglicht, den Druck des Hemmnisses zu überwinden und nach oben durchzubrechen, genau, wie wir in den Geysern des Yellowstone Park in Nordamerika und anderen Gebieten die heißen Quellen in Perioden aufspringen sehen, wenn die Spannung der Gase den Druck der auf ihr lastenden Wassersäule übersteigt.

Die spärliche Vegetation, die vom Rande des Hauptkraters aus sichtbar ist, kann nicht verhindern, daß das Gesamtbild dieser Kratergruppe an die aus Photographien gewonnene Vorstellung von *Mondlandschaften* erinnert. Sie erscheint als eine unendlich eindrucksvolle, fast schaurige Einöde, und nur die aufsteigenden Dämpfe des Vulkans geben Zeugnis davon, daß im Gegensatz zu dem gegenwärtigen Bilde der Erstarrung und des Todes unheimliche Kräfte jeden Augenblick eine große Aktivität entwickeln können.

Kaum ein Punkt der Welt kann mehr geeignet sein, dem Zuschauer den Werdegang der Erde so eindringlich zum Bewußtsein zu bringen. In Gedanken Jahrmillionen überfliegend, vermag sein geistiges Auge den Planet, auf dem er sich befindet, als glühenden Feuerball zu sehen, dessen heutige nur schwache Kruste jeden Augenblick unter seinen Füßen nachgeben mag. Nirgends erscheinen die am Rande des Kraters sichtbaren Spuren der sogenannten Kultur, menschliche Wohnungen und der sie umgebende Pflanzenwuchs so dünn, oberflächlich und nichtssagend im Vergleich zu der dem Geiste erkennbaren Masse des Weltkörpers, so daß die Äußerung eines Schriftstellers, wonach die Menschen auf der Erde kaum eine andere Rolle spielen als Schimmelspuren, die auf einem runden Käse sich niederlassen und verbreiten, vor diesem Bilde nicht ganz unverständlich ist.

Wir wandern in die Sandsee hinab, wobei erst die gewaltige Ausdehnung des *Kraterbodens* erkennbar wird, ersteigen auch den sich von ihrem Boden erhebenden Kegel des Bromo, klettern an den Innenwänden herab und werfen einen Blick auf dessen



Sandsee. *Rand des ehemaligen Kraters.*

verhältnismäßig kleinen Kraterboden, dem zur Zeit nur wenige Dampfwolken entströmen, der aber periodisch zur vollen Glut und Tätigkeit gelangt.

Es wird gesagt, daß zu gewissen Zeiten, bei einigen Festen der Eingeborenen, dem Bromo noch Menschenopfer gebracht



würden, ohne daß die Regierung dies verhindern könne, doch dürfte diese Behauptung für die Gegenwart kaum mehr zutreffen.

Wir durchqueren die Sandsee nunmehr vollständig, ersteigen das entgegengesetzte Ufer und überschreiten dann den *Moengalpaß,* dessen Nadelwaldungen und feuchtkühle Luft uns an den Schwarzwald erinnern könnten und in dessen Umgebung eine förmlich europäische Gebirgsflora mit Edelweiß, Veilchen und Rhododendron, wie wir sie schon in Sindanglaya gesehen haben, ins Auge fällt.

Nach wenigen Stunden gelangen wir nach *Tosari,* jener *Höhenluftstation* ersten Ranges des östlichen Teiles von Java,

welche Hunderten von klimatisch Leidenden alljährlich Erholung verschafft.

Tosari, etwa 200 Meter hoch gelegen, besitzt verschiedene Hotels und kleinere Villen, bestimmt hauptsächlich für den Aufenthalt von Europäern, die sich Fieber und andere Krankheiten geholt haben und die selbst schon von einem kurzen Aufenthalt hierselbst ausgezeichnete Besserung verspüren. Die Nähe dieser Bergregion ist für die Gesundheit der Europäer von unschätzbarer Bedeutung und man darf sagen, daß schon das Bewußtsein von der Existenz einer solch kühlen Zufluchtsstätte in nächster Nähe dazu mithilft, die gleichmäßig hohe Temperatur in den Niederungen zu ertragen und die Gefahr vermindert, daß der Europäer im Gefühl des unabänderlichen Geglühtwerdens in der Tropensonne Krankheiten, die aus seelischer Depression hervorgehen, sich zuziehen könnte.

Auch in Vorderindien werden derartige Höhenkurorte von den Europäern viel benutzt, insbesondere diejenigen des Himalayadistriktes, indes sind dieselben weiter von den Hauptpunkten der Niederungen entfernt und nicht annähernd so leicht erreichbar, als die klimatischen Kurorte Javas.

Kaum im Hotel angelangt, erhalte ich schon die Nachricht, daß in *Poesbo*, tief unter uns auf halber Bergeshöhe, ein *Telegramm* für mich lagert. Ich bitte, es zu öffnen und mir den Inhalt telephonisch zu berichten. Es enthält die Mitteilung des Herrn E., daß ein Panther, der so lange Zeit zögerte, gleich nach der Abreise einen der Köder angenommen hat. Nun bleibt nicht mehr viel Zeit für Tosari und ich entscheide mich bald für die Rückkehr, die mit Eilwagen auf dem äußerst interessanten Wege über Poesbo und Pasoeroean angetreten wird.

In Batara gegen Nachmittag des anderen Tages angekommen, werde ich von Herrn E. empfangen, der mir empfiehlt, sogleich mit ihm den Hochsitz aufzusuchen, da es dann wahrscheinlich ist, daß der Panther bei seiner Rückkehr zum Kill noch abgefaßt werden kann.

Auf bereitstehenden Pferden legen wir einen Teil der Wegstrecke im Galopp zurück, begeben uns zu dem vom Plantagen-

hauptweg nur etwa zehn Minuten entfernten Hochsitz, und beziehen diesen unmittelbar darauf.

Unter Spannung verstreicht einige Zeit, doch stellt sich bald heraus, was Herr E. auch befürchtet hat, daß der in der Nähe befindliche Panther infolge unseres Herannahens und verzögerten Aufstieges gestört ist und bei Tageslicht nicht mehr *auftritt*.

Von Minute zu Minute müssen wir das Abnehmen des letzteren feststellen, bald ist es so dämmerig geworden, daß Korn und Kimme des Gewehres unter den hohen Baumkronen nicht mehr genügend beleuchtet sind, um einen sicheren Schuß zu gewährleisten, während der Platz mit dem Kill dem geschlagenen Köder dadurch, daß das Licht senkrecht von oben durch eine Öffnung in den Baumkronen darauf fällt, noch einigermaßen übersichtlich erscheint.

Schon denken wir an die Heimkehr, als ich plötzlich von Herrn E. ein kaum gehauchtes: »Ah, da ist er!« vernehme. Mein Gefährte hat das Herannahen des Panthers unter dem Gebüsch bereits wahrgenommen, ich selbst sehe aber erst nach einigen Sekunden den Räuber von dem gegenüberliegenden Abhange schnell und geräuschlos herabschlüpfen.

Es ergibt sich nun eine merkwürdige Situation insoweit, als wir hier den Panther, kaum 10 Meter von uns entfernt, ganz deutlich bei seiner Mahlzeit, die er unter grunzenden Tönen abhält, beobachten können. Der weiße Fleck auf der Brust ist deutlich sichtbar und würde den Zielpunkt ganz ausgezeichnet vermitteln, wenn man nur in der Lage wäre, das Korn zu erkennen.

Es ist schwer zu bestimmen, wie lange wir das Tier vor uns haben. Ich schätze, daß acht bis zehn Minuten vergehen, während deren der Panther in all seinem Tun und seinen Bewegungen von uns beobachtet werden kann, bevor er endgültig den Kopf hebt und sich langsam wieder nach derselben Richtung, von der er gekommen ist, zurückzieht, wie es überhaupt die Gewohnheit der Raubtiere ist, bei dem Besuch eines Kill stets von derselben Seite heranzutreten, von der sie das Opfer zuerst angefallen haben. Bei ihren späteren Besuchen lieben sie es, vorher zur Sicherheit ein oder mehrere Male in weitem Bogen die Beute zu umkreisen oder auch von verschiedenen

höher gelegenen Punkten zu beobachten. Das Herantreten an den Kill geschieht dann aber wieder von der bestimmten Seite, die deshalb beim Auffinden eines geschlagenen Tieres auch zuerst festgestellt werden muß und in der man des Räubers Pfad auch nicht kreuzen soll, um ihn bei der Zurückkunft nicht zu verscheuchen.

Auch für Herrn E. ist es das *erste Mal*, daß er so zur Untätigkeit verurteilt ein Raubtier längere Zeit beobachten kann, indes erscheint die Sachlage dadurch nicht wesentlich verschlechtert, da der Panther bestimmt am anderen Tage zurückkommen wird und alsdann die Möglichkeit gegeben ist, rechtzeitig den Hochsitz zu beziehen.

Mir selbst erscheint es jedoch so zweifelhaft, ob der Besucher anderen Tages frühzeitiger eintreffen wird, daß ich Herrn E. bitte, eine Lampe oberhalb des Kill aufhängen zu lassen, ein Verfahren, von dessen Erfolg ich einige Male gehört habe, so daß das Schußfeld einigermaßen belichtet ist, auch dann, wenn das Tier spät kommen sollte. Des weiteren hänge ich hinter mir an der Rückseite des Hochsitzes eine kleine Schirmlaterne auf, die Korn und Kimme beleuchten soll, ohne nach außen zu scheinen, bestreiche letztere noch extra mit Kreide und stelle durch Versuche fest, daß man auf diese Weise bei ruhigem Zielen die Möglichkeit gewinnt, auch bei schon eingetretener Dunkelheit richtig abzukommen.

Zwar hebt Herr E. hervor, daß gerade infolge der unteren Lampe der Panther später auftreten und deshalb durch sie ebensoviel geschadet wie genutzt wird. Mit umso größerer Spannung erwarte ich darum das Ergebnis der Vorkehrungen.

Die Nachmittagstunden vergehen und die Dämmerung tritt wieder ein, nichts ereignet sich, bis kurz vor Beginn der Dunkelheit das Auge unwillkürlich auf eine in der Nähe des Kill seitwärts befindliche Palmengruppe gezogen wird. Nur wenige ihrer Wedel zeigen eine fast unmerkliche Bewegung. Ohne daß es der Denktätigkeit bewußt wird, hat schon das Auge festgestellt, daß an anderen Stellen kein Halm sich regt, wie es der Fall sein müßte, wenn etwa der Wind die Ursache wäre.

Fraglos umschleicht also der Panther vorsichtig den Platz. — Allmählich tritt Dunkelheit ein, so daß sich schon die Befürchtung aufdrängt, der Räuber möchte vor der Lampe scheuen und sich überhaupt nicht mehr sehen lassen, als plötzlich von derselben Seite, nach der er am vergangenen Tage sich zurückzog, ein dunkles Etwas heruntergleitet, der Panther, der auf halber Höhe des Abhanges verweilt und einen Augenblick mißtrauisch nach der Lampe sieht; aber nur einen Augenblick, kurz darauf bewegt er sich schnell gegen den Kill.

Während ich nun denke, in Ruhe meinen Schuß setzen zu können, entsteht mir *eine Überraschung* insoweit, als der Panther durch den Anblick der Lampe, die einem unkultivierten Raubtier seltsam genug vorkommen muß, stutzig gemacht, plötzlich einen größeren Teil seiner Beute erfaßt und sich sofort herumwerfend, eiligst damit fortzuschlüpfen sucht.

Bei der schon herrschenden Dunkelheit bin ich auf mein künstliches Visierlicht angewiesen, und es dauert eine gewisse Zahl von Zehntelsekunden, bis alles in die richtige Linie gebracht ist. Indes bleibt mir trotz der unerwarteten Wendung der Dinge noch Gelegenheit, einigermaßen in der Richtung des Eilenden abzukommen und der Schuß kracht im Augenblick, als der Panther eben im Gebüsch verschwinden will.

Ich vermeine zu sehen, wie er vorn zusammensinkt und bemerke auch, wie er seinen Bissen fallen läßt, darauf aber sofort den Abhang vollends hinaufspringt. Nach meinem Dafürhalten ist er verwundet, und bald steige ich herab, um mit der Lampe in einer und dem Revolver in der anderen Hand begleitet von zwei aus einiger Entfernung herbeigerufenen Eingeborenen dem fliehenden Tiere zu folgen. Wir bemühen uns nun, die Spur desselben zu finden, leider vergeblich, weil der Panther vorher zu oft kreuz und quer den Platz umschlichen hat und weil auch irgendwelcher Schweiß nicht zu bemerken ist.

Erfolglos durchstreifen wir in der Dunkelheit die in der Nähe befindlichen Gebüsche und verschieben schließlich das weitere Bemühen auf den anderen Tag.

Am nächsten Morgen ergibt die Suche, der sich Herr E.

anschließt, trotz Zuhilfenahme noch einer Anzahl von Leuten, zunächst wieder nichts, bis ich plötzlich an einem nur wenig seitwärts von der Schußstelle gelegenen Platze eine Menge Schweiß entdecke.

Aus dem niedergedrückten Gras ist ersichtlich, daß der Panther sich hier einige Zeit niedergelegt hat und etwa an der Schulter oder am Halse verwundet ist, wodurch unsere Hoffnung, seiner nun doch noch habhaft zu werden, wächst und auch von Herrn E. wesentlich unterstützt wird.

Dieser ist sogar so zuversichtlich, daß er vom Kampung aus die *Behörde* des nächsten Dorfes zum Zwecke der Feststellung benachrichtigt, damit die Prämie für die Erlegung und deren offizielle Bestätigung in Anspruch genommen werden kann.

Jedoch die in den Nachmittagstunden mit noch mehr Leuten fortgesetzte Suche ist vollständig ergebnislos, obwohl große Partien des Waldes abgekappt werden, dies bis zu den Ufern des Bergstromes, da verwundete Raubtiere baldigst zum Wasser zu gelangen suchen. Das Tier wird nicht gefunden, und äußerst mißmutig müssen wir ohne das Erhoffte zur Plantage zurückkehren *).

Es ist ersichtlich, daß wir während der Nachsuche des ersten Abends dem Platz, auf dem der Panther, vom ersten Schrecken sich erholend, niederkauerte, sehr nahe kamen und daß er von uns erst aufgetrieben wurde. Daraus ergibt sich wiederum, wie verkehrt es ist, so schnell die Verfolgung zu beginnen, denn einesteils wird die Nachsuche dadurch erschwert, weil das Tier in solchem Falle mit noch verhältnismäßig großen Kräften auf eine weit größere Entfernung flieht, andernteils wird der Verfolger der Gefahr ausgesetzt, vom Verfolgten plötzlich angefallen zu werden, wenn er zufällig zu nahe an ihn herankommt. Daß uns dies nicht widerfahren ist, können wir dem Glück danken.

*) Bemerkt sei, daß dieser Panther später von Herrn E. selbst erlegt wurde; das Tier zeigte eine bedeutende aber vernarbte Schußwunde am Hals.

Der erste Tiger.

Tigerspuren in der Nähe der Plantage. Das Kontrollieren ausgestellter Köder. Geringe Scheu des Wildes. Tiger in Freiheit die Jagd ausübend. Sich scheltend bei Mißlingen. Ein Köder geschlagen. Herstellung des Hochsitzes. Betrachtungen über den Begriff Mut. Beobachtungen auf dem Hochsitz. Das Konzert des Waldes. Der Tiger erscheint. Schuß. Verfolgung. Zweiter Tiger dem Verwundeten Beistand leistend. Die Gefahren der Verfolgung. Auffinden der Beute. Behördliches Schußgeld. Beobachtungen über das Gefühlsleben der Raubtiere. Ein Eingeborener verunglückt.

Wie schon bemerkt, ist in der Zeit unserer Anwesenheit ein *Tiger in der Nähe der Station* am hellen Tage bei der Verfolgung eines Stückes Rehwild gesehen worden. Zudem hat man einige Zeit vorher eine Wildsau laut klagen gehört und daraus geschlossen, daß sie ebenfalls einem Tiger zum Raube gefallen ist.

Auch auf anderen Teilen der Plantage haben sich Tigerspuren gezeigt; diese lassen sich auf der Grasnarbe zwar nicht leicht erkennen, es wird indessen ihre Feststellung dadurch erleichtert, daß Panther wie Tiger von Zeit zu Zeit verweilen und dann mit einer Hinterpranke im Boden eine flache Vertiefung einkratzen. Aus der Breite dieser Vertiefung kann mit ziemlicher Sicherheit auf die Art und Größe des Tieres geschlossen werden. Doch gibt das Auffinden solcher Spuren noch keine unmittelbare Hoffnung, zu Schuß zu kommen, denn das Raubtier begeht in einer Nacht ein großes Gebiet, das wohl zwanzig Kilometer Ausdehnung nach einer Richtung haben mag. Immerhin empfiehlt es sich, in der Nähe solcher Spuren

Köder auszustellen und zwar in verschiedenen Distrikten, womit die Möglichkeit wächst, daß der eine oder andere derselben Köder angenommen wird.

Wenn dies Verfahren nun auch verhältnismäßig einfach und genügend lohnend erscheint, falls man zum Schuß kommt, so erfordert es doch anderseits Sorgfalt und Mühewaltung, während einer oder mehrerer Wochen die Köder alle Morgen abzupatrouillieren sowie mit Wasser und Futter zu versorgen. Öfter auch wird die Spur des die Locktiere umschleichenden Räubers in der Nähe gefunden, ohne daß dieser die Köder angegriffen hätte. Nur falls letzteres eintritt, hat es Zweck, des anderen Tages an dieser Stelle auf das Wiedererscheinen des Tigers zu warten.

Auch in unserem Falle geschieht es, daß wir während mehrerer Wochen jeden Morgen unseren Läufer mit Spannung erwarten, aber schon von weitem aus seiner Bewegung erkennen müssen, daß er ohne die gewünschte Nachricht zurückkehrt.

Dieser erfahrene Eingeborene ist schon recht hoffnungslos geworden. Der Umstand, daß die Jagd zu einer ungewöhnlichen Jahreszeit stattfindet, hat seinen Glauben an den Erfolg ohnehin herabgemindert und nur das Versprechen auf eine besondere Vergütung, falls ein Tiger festgemacht wird, hat seinen Eifer immer wieder angespornt. Täglich sehen wir ihn bescheiden und niedergeschlagen von seiner Rundtour zurückkommend an der zur Veranda führenden Holztreppe sich niederkauern. In dieser Stellung verharrt er, bis das »Oppo« (d. h. was gibt's?) seines Herrn ihm die Erlaubnis zum Reden gibt. Dann jedesmal dasselbe: »Die Affen schreien da und dort. Spuren hüben und drüben gesehen, aber die Köder unversehrt.«

So schön es auf der idyllisch gelegenen Plantage unseres Freundes auch ist und mit wie großer Liebenswürdigkeit er uns die Zeit interessant zu machen sucht, so verliere ich durch das Warten in Ungewißheit doch jeden Tag für die Weiterreise. Es stellt sich deshalb bei Herrn E. und mir selbst eine etwas sauersüße Gemütsverfassung ein, von welcher vielleicht

am besten ein kleines Verslein Zeugnis ablegt, das in der Zeit des Verharrens entstand und lautet:

»Lieber Tiger, komm geschwind,
Laß dich freundlich schießen,
Wollen dir des Lebens Qual
Durch den Tod versüßen.

Wollen, wo die Palmen sind,
Dich am Wald begraben,
Und vor Versen wirst du dann
Ewig Ruhe haben.« —

Die Wartezeit vertreiben wir uns mit Spazierritten und mit dem Anstand auf Rehwild und Wildschweine von dem oben beschriebenen Platze aus, bis wir schließlich auch die ersehnte Berührung mit dem großen Raubtier finden sollen.

Eines Nachmittags gegen fünf Uhr gehen wir wieder auf die gewohnte Lichtung und beziehen unsere Plätze in einem gegenseitigen Abstand von etwa hundert Meter. Die *wenig scheue Art des Wildes* mag dadurch illustriert werden, daß an diesem Nachmittag Herr E. von seinem Sitze aus einen Rehbock schießt, ihm bald darauf noch einen Fangschuß gibt und nachdem er nach einigen Minuten kaum auf seinen Platz zurückgekehrt ist, einen zweiten Rehbock erlegen kann, der trotz der beiden unmittelbar vorher gefallenen Schüsse aus dem Walde tritt.

Es ist schon Dämmerung geworden und Herr E., der seit einigen Tagen nichts erbeutete, ist über sein doppeltes Glück recht erfreut.

Etwa eine Viertelstunde nach dem letzten Schusse heimwärts wandernd, sehen wir plötzlich ein weiteres Stück Rehwild etwa vierzig bis fünfzig Meter vor uns aus dem Urwald hervorbrechen und in auffallender Eile auf die Lichtung flüchten. Es ist schon recht dunkel und kaum ist hinter dem Rehwild ein Etwas, ähnlich einem schwachen Schatten zu bemerken, das dem Reh anscheinend den Weg zu verlegen und es in den Urwald zurückzutreiben sucht, doch gelingt ihm dies nicht, vielmehr erreicht das Reh, das im übrigen sichtlich an Abstand gewinnt, in großem Bogen an einer weit entfernten Stelle wieder das Dickicht.

Erst einige Sekunden darauf geht uns der Gedanke an die Möglichkeit auf, daß der Schatten nichts anderes als ein verfolgendes Raubtier darstellt und wenige Augenblicke darnach sehen wir sogar den Verfolger, zum Waldrande zurückgekehrt, den starren Blick auf uns geheftet, regungslos verharren. »Ein Panther«, raune ich Herrn E. zu, da das Gesicht Ähnlichkeit mit dem in meinem Gedächtnis haftenden Bilde eines Panthers hat. Herr E. hat den ganzen Vorgang nicht recht beobachtet und ruft auch jetzt noch: »Wo, wo?«, so daß ich, unsicher darüber, ob ich auch recht gesehen habe, statt nach dem Gewehr zum Fernrohr greife, um mir den Gegenstand genauer anzusehen.

Hierdurch scheint aber das Tier beunruhigt und gerät in Bewegung, so daß Herr E. es jetzt auch bemerkt und mit unterdrücktem Erstaunen ruft: *»Ein Tiger!«*

Gleichzeitig wird es aber auch an einer anderen Stelle des Randgebüsches lebendig und Herr E. flüstert mir zu: »Da ist noch einer!« Im nächsten Augenblick aber ziehen sich beide in den nahen Urwald zurück, wir stehen noch mit Herzklopfen etwa vierzig Meter von dieser Stelle und ich kann es kaum fassen, daß ich das langersehnte Zusammentreffen gleich mit zwei Tigern auf einmal und auf diese eigentümliche Weise gehabt haben soll.

Offenbar sind die beiden Räuber, von denen der jüngere anscheinend die Verfolgung besorgte, auf dem gemeinsamen Raubzuge.

Der eine suchte wohl das Rehwild in die Nähe des lauernden großen Gefährten zu treiben, der sich dann mit mächtigem Sprunge auf dasselbe stürzen wollte, doch dieser Plan scheiterte daran, daß das Reh einen weiteren Bogen nahm, vielleicht auch an der jugendlichen Tölpelhaftigkeit des vierbeinigen Treibers.

Unter solchen Umständen und in solcher Nähe hat wohl selten jemand einen *Tiger in Freiheit die Jagd ausüben* sehen und das Ganze ist noch umso erstaunlicher wegen der kurz vorher gefallenen drei Schüsse, unserer lauten Unterhaltung und dem Rufen und Geräusch der das Wild aufnehmenden Träger.

Lebhaft besprechen wir die Vorkommnisse und Herr E. meint, daß morgen bestimmt unser Köder angefallen sein wird, wofür auch eine gewisse Wahrscheinlichkeit schon deshalb vorhanden ist, weil der Tiger, dem ein Unternehmen auf ein Beutestück vom Hinterhalte aus mißraten ist, erfahrungsgemäß für diesen Tag die Jagd nicht wieder aufnimmt, sondern sich *gewissermaßen selbst scheltend*, mit einem fortwährenden ärgerlichen Gröhlen mißmutig den Wald durchstreift und dadurch natürlich erst recht dessen Bewohner warnt, so daß er dann mit knurrendem Magen zu Bett gehen muß. Daß er unter solchen Umständen am ehesten geneigt ist, nach einer bequem zu erreichenden Mahlzeit zu sehen, erscheint plausibel und mit Spannung erwarten wir deshalb den anderen Morgen.

Diese Nacht schlafe ich kaum, träume zum Überfluß noch von einer Tigergeschichte und werde schon um fünf Uhr Morgens munter, in Spannung die Rückkehr des kontrollierenden Eingeborenen erwartend. Und wirklich, um sechs Uhr kommt im Laufschritt unser guter Mann zurück, winkt schon von weitem und meldet, daß *ein Köder geschlagen* und ein anderer *gänzlich verschleppt* sei.

Schon allein diese Nachricht bedeutet einen Triumph, nachdem wir wochenlang auf solche Botschaft gewartet haben, und wir begeben uns deshalb sogleich an Ort und Stelle, um festzustellen, wo die Räuber am besten zu erwarten seien.

Herr E. und ich, begleitet von einigen Eingeborenen, suchen zunächst den Platz auf, von dem der Köder verschwunden sein soll. Es liegt ja die Möglichkeit nahe, daß derselbe, wie das oft geschieht, von dem Raubtier um einige fünfzig Meter innerhalb des Dickichts verzogen wurde; an den Schleifspuren ist er dann leicht wiederzufinden. Nach genauer Untersuchung und zu unserer großen Enttäuschung müssen wir aber feststellen, daß die Ziege nicht etwa von einem Tiger geholt ist, sondern von Eingeborenen, die mit einem gewissen Geschick den Eindruck zu erwecken suchten, daß das Tier an Ort und Stelle von einem Raubtier getötet und dann verschleppt sei. Indes verraten verschiedene untrügliche Einzel-

heiten, daß hier menschliche Räuber gewaltet haben, übrigens ein verhältnismäßig seltener Fall, der Herrn E. bis dahin nie vorgekommen ist.

Enttäuscht begeben wir uns an den zweiten Platz und können dort zu umso größerer Freude feststellen, daß hier wirklich die beiden Raubtiere tätig gewesen sind. An den Spuren und an der Art der Zerteilung läßt sich ersehen, daß es sich um zwei Tiger handelt, zweifellos um diejenigen, die wir am Vorabend auf ihrer vergeblichen Jagd beobachteten. — Nun heißt es, schnellmöglichst *einen Sitz* herzustellen und hierbei kommt uns das Vorhandensein genügender und aus früheren Gelegenheiten erfahrener Arbeitskräfte sehr zu statten.

Nachdem der Standplatz für die Baumhütte festgestellt ist, von welchem der Köder gut überblickt werden kann und der sich auch in Bezug auf die Windrichtung dazu eignet, wird das Baumaterial, Bambusstangen verschiedener Dicke, abgehauen und mit deren Hilfe ein verhältnismäßig solider Hochsitz hergestellt. Vier starke Eckstangen in Länge von etwa 6 Meter werden in einem Abstand von etwa $1^1/_4$ Meter in die Erde eingelassen, am oberen Ende durch eine genügende Anzahl Querstangen verbunden, so daß ein flacher Boden entsteht und schließlich wird noch ein richtiges Spitzdach aufgesetzt. Alles entweder aus runden, oder dort, wo geringere Stärke genügt, aus gespleißten Bambusstangen. Die Verbindungen werden nach geschehener Einkerbung vermittels bandartiger Streifen von aufgerissenem Bambus außerordentlich solide hergestellt. Schließlich wird noch eine kleine Leiter — die in die somit geschaffene kleine Kabine hinaufführt — gezimmert. Drei- bis vierfach übereinandergelegte Palmzweige bilden die Seitenwände, so daß ein fast vollständig undurchsichtiger *Hochsitz* entsteht, dessen eine Seitenwand nur eine armweite Öffnung aufweist, die zu ihrer Maskierung noch wieder durch überhängende Palmblätter verhängt wird, so daß der hindurchreichende Gewehrlauf gut versteckt ist und kaum so viel Öffnung bleibt, daß das Auge die Umgebung des Köders überblicken kann.

Da der Sitz in der Nähe einiger größerer Bäume angebracht

ist, so fällt seine durch Palmblätter und Bambusrohr vollständig grün erscheinende Farbe durchaus nicht auf. Infolge des erhöhten Sitzes kann auch das Wild nicht leicht Wind bekommen, und wie die Erfahrung zeigt, erwarten die Raubtiere überhaupt selten Gefahr von oben, während sie die Bodenfläche sehr vorsichtig, durch mehrmaliges Umkreisen der Beute zu untersuchen pflegen.

Um ein Uhr etwa ist der Hochsitz fertig, für den Herr E. einen besonderen technischen, mit P anfangenden javanischen Ausdruck hat, den ich aber nicht behalten kann, weshalb ich ihn scherzweise »Passagrahan« nenne; dies ist der Name für die holländischen Obdachhäuser, die, ähnlich den indischen Regierungsrasthäusern, durchreisenden Europäern vorübergehend Wohnung bieten.

Nach dem Mittagsmahl trete ich die Rückkehr zum Walde an und beziehe den Sitz schon gegen drei Uhr.

Eine leere, in die Kabine hineingeschobene Kiste dient als Stuhl und eine Flasche kalten Tees soll den sich einstellenden Durst stillen. Ich habe vorsichtshalber Handschuhe angezogen und auch die Handgelenke noch extra umwickelt, um den Angriffen der Moskitos, die sich bei dem erforderlichen Stillhalten doppelt unangenehm fühlbar machen und deren Abwehr leicht Geräusch hervorruft, weniger ausgesetzt zu sein und warte nun mäuschenstill der Dinge, die da kommen sollen.

Was nun eine derartige Jagd im allgemeinen anbelangt, so darf man sagen, daß mit ihr verhältnismäßig wenig Gefahr verbunden ist und durchaus nicht der Vorstellung entspricht, die man mit dem Begriff »Tigerjagd« in dieser Hinsicht verbindet.

Wie anders erscheinen die Eingeborenen exponiert, die, allerdings nur in großen Haufen, zuweilen auch in Indien noch einen Tiger einkreisen, mit Speeren schließlich auf ihn eindringen und ihn dann bei seinem verzweifelten Sprung auf einem Dutzend Eisenspitzen auffangen. Mehr sportliches Vergnügen muß eine solche Jagd jedenfalls bieten, wenngleich sie große Vorbereitungen erfordert und nur mit einer großen Menschenmenge durchzuführen ist.

Wie früher gesagt, greifen die Tiger in unverwundetem Zustande fast nie Menschen an und auf dem Hochsitz wäre man vor einem unmittelbaren Angriff ziemlich gesichert. Wenngleich das Raubtier im stande sein würde, ihn mit einigen Sprüngen niederzureißen, so wäre dies doch so sehr gegen seine Natur, daß ein solcher Fall praktisch ausgeschlossen erscheint. Dagegen hat der Jäger vom Hochsitz aus Aussicht auf ein sicheres Abkommen des Schusses, der die große Katze, wenn sie auch nicht sofort niedergestreckt werden sollte, doch in längstens einigen Stunden verenden läßt. Geht aber der Jäger zu einer Verfolgung des verwundeten Tigers über, so wird er, ergriffen vom Jagdfieber, oft die damit verbundenen Gefahren vergessen und vielleicht ein Opfer seines Mutes werden.

Hierbei kommt zur Geltung, was Fidus in Bezug auf letzteren Begriff einmal äußerte:

> »Das Wort Mut bezeichnet eigentlich *das Größenverhältnis zweier Gefühle,* von denen das eine die natürliche Besorgnis und das eigene Wohlempfinden betrifft, das andere aber irgendwelches ideelle Streben oder auch die Sucht nach materiellen Gütern, den Drang nach Ehre oder den Wunsch persönlicher Befriedigung umfaßt. Es kommt dann nur darauf an, welchen Grades dieses Streben im Menschen ist: ist es stärker wie die natürliche Besorgnis, die jedem Wesen in Bezug auf sein Leben und Wohlergehen eigen ist, so wird jede Gefahr beiseite gesetzt.
>
> Ist die Differenz in der Stärke der Gefühle, »Mut« genannt, an sich schon vorhanden, so steigert sie sich noch besonders, wenn die Möglichkeit, das Erstrebte zu erlangen, in unmittelbare zeitliche Nähe gerückt ist.
>
> Hieraus erklärt sich auch, was sich aus Tatsachen feststellen läßt, daß Leute geringer Bildung geringer Empfindungsfähigkeit, besonders auch Angehörige minderwertiger und farbiger Menschenrassen nur geringen Mutes fähig sind. Wohl mag in Ausnahmefällen der unmittelbare Anblick eines großen materiellen

Besitzes auch derartige Wesen die Sorge um das Leben vergessen machen, selten oder nie aber werden sie mehr idealer Werte wegen ihr Leben aufs Spiel setzen, da sie deren Bedeutung nicht so stark zu empfinden vermögen, daß allein die ideelle Vorstellung des Gewinnes die Besorgnis um das Leben zu überwinden im stande wäre. Jedenfalls ist die Entfaltung von Mut an einen gewissen Grad der Entwicklung des Gefühlslebens gebunden. Es ist aber gleichgültig, ob das ideelle Motiv, das ihn anregt, in Zusammenhang steht mit religiösen Vorstellungen, mit der Vaterlandsliebe oder anderen geistigen Errungenschaften. So kann auch bei ungebildeten Naturen durch systematisches Festlegen irgend eines fanatischen Gedankens einerseits oder auch durch Vorstellungen aus den Lehren von der Unsterblichkeit, dem Heldenruhm oder dem Kismet eine Begeisterung entstehen, welche die Furcht vor dem Tode überwindet, also nach außen einen verhältnismäßig bedeutenden Mut zeitigt und ebensogut kann letzterer unter Umständen sich auf der Eigenschaft des Leichtsinns aufbauen, weil dieser die Größe des anderen Faktors, des Gefühls für die Gefahr, ebenfalls nicht zum Bewußtsein gelangen läßt.«

Auf dem Passagrahan befinde ich mich allein, während auf der etwa fünfhundert Meter entfernten, mehrfach genannten Waldlichtung einige Eingeborene zurückgelassen sind, mit der Weisung, auf den etwaigen Ruf vorsichtig heranzukommen.

Zwei Stunden vergehen, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet. Trotzdem ist der Aufenthalt hier oben nicht reizlos, denn bei der gespannten Aufmerksamkeit werden auch die geringen Geräusche und Erscheinungen des Waldlebens doppelt interessant empfunden. Diejenigen charakteristischen Klänge *im Konzert des Waldes,* welche man nach ihrem Ursprunge inzwischen schon kennen gelernt hat, verfolgt man mit einer gewissen Genugtuung, man fühlt sich als Kenner! Aber man findet auch immer wieder neuartige und unbekannte Töne heraus, die die Neugierde anregen und dadurch die Zeit vertreiben

helfen. Unbequem ist nur die verhältnismäßig beengte Lage, in der man selbst nicht einmal wagt, den Arm oder die Hand allzuschnell zu bewegen, um nicht Geräusch hervorzurufen, welches die Aufmerksamkeit der feinhörigen Bestien wachrufen und den Jagdzweck vereiteln könnte.

Einige Jäger, die in Vorderindien reisten, haben darüber geklagt, daß nach ihrer Erfahrung derartige Hochsitze wenig Erfolg mit sich brächten. In den angeführten Fällen scheint dies aber darauf zurückzuführen zu sein, daß nicht die genügende Umsicht bei Wahl des Platzes und Anordnung des Sitzes, vor allen Dingen auch nicht für genügende Ruhe gesorgt wurde. Gibt doch einer dieser Herren sogar an, daß er bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich seine Pfeife rauche. Dies ist aber unter allen Umständen nicht ratsam, denn abgesehen davon, daß ein so intensiver Geruch wie der des Tabakqualms doch zu leicht dem Wilde Wind geben kann, ist es auch nicht ausgeschlossen, daß sich die Rauchwolke sichtbar abhebt und schließlich beim Anzünden und bei der durch die Rauchbeschäftigung abgelenkten Aufmerksamkeit Geräusche entstehen, die den eigentlichen Zweck vereiteln.

Unangenehm ist in solchen Wartestellungen nur der Gedanke, daß man vielleicht die vielen Vorbereitungen und die Aufregung *umsonst* gehabt haben und gar nicht zum Schuß kommen könnte, welche Befürchtung besonders denjenigen befällt, der zum ersten Male einen solchen Hochsitz einnimmt.

Etwa um fünf Uhr beginnt nach Angabe meines Freundes die kritische Zeit: bis um halb sechs Uhr muß der Tiger erscheinen, wenn genügend Licht für einen guten Schuß bleiben soll. Ich fühle, wie sich um diese Zeit Anspannung und Aufmerksamkeit verdoppeln. Das Summen einer einzelnen Fliege, das Schwirren eines jeden Moskitos, das Knacken des leichtesten Zweiges, hervorgerufen durch einen sich aufsetzenden Vogel, verursachen ein Aufwallen des Blutes, immer glaubt man Anzeichen des die Beute umschleichenden Raubtieres darin zu vernehmen.

Zu dieser *Spannung* trägt bei, daß seit einiger Zeit aus geraumer Ferne die kreischenden Laute der schwarzen Affen

vernehmbar sind, jener Waldbewohner, welche die Bewegungen eines Panthers oder Tigers stets aufmerksam beobachten und dessen Nähe sehr bald dadurch verraten, daß sie seinen Pfad, von Baumwipfel zu Baumwipfel hüpfend, verfolgen und ihn mit kreischenden Schimpfworten überhäufen.

Man möchte sagen, daß diese offene Feindschaft, Verhöhnung und Spöttereien die einzige Beeinträchtigung des tigerlichen Hochgefühls als Alleinherrscher des Urwaldes bilden muß, denn nur die unartigen Affen wagen es, ihn zu schelten und sie sind dazu noch aller Bestrafung vollständig entzogen, da der Gescholtene nicht, wie sein Vetter, der Panther, auf die Bäume zu klettern vermag. um sich dort ab und zu an einem der Lästerbuben zu rächen.

Etwa gegen fünf Uhr zwanzig Minuten ist die Aufmerksamkeit auf das Alleräußerste angeregt, es ist wirklich, als läge eine Gefahr oder ein großer Moment in der Luft. Die ganze Natur scheint das Atmen eingestellt zu haben. Ich glaube ängstliche Laute kleiner Waldvögel, das Knacken eines dürren Zweiges seitlich von mir zu vernehmen und habe tatsächlich das Gefühl, wenn überhaupt ein Tiger kommen wird, so muß er jetzt in der Nähe sein.

Es ist mir nicht erinnerlich, jemals einer solchen *Spannung* unterworfen gewesen zu sein, wie während dieser letzten Minuten, und ich muß wie geistesabwesend ausschauen, als plötzlich auf der starr ins Auge gefaßten Lichtung ein *sonnengelb leuchtendes Phantom* lautlos auftaucht und sich ebenso lautlos wie ein überirdisches Wesen wieder zurückzieht.

Es dauert einige, wenn auch äußerst kurze Momente, bis ich mir bestimmt dessen bewußt werde, daß der Tiger dagewesen ist, dann aber finde ich mich vollständig kühl und in ruhiger Verfassung. Der höchste Grad der Anspannung schickt manchen auch die dann so notwendige Ruhe, welche in der Periode der Erwartung nicht zu gewinnen war.

Nach wenigen Sekunden erscheint der vorgestreckte, doch fast bis zum Boden gesenkte Kopf des Tigers wieder, welcher, da ich ihn aus dem Dunkel der Kabine auf solch kleinem Gesichts-

feld erblicke, eine ganz unverhältnismäßige Größe, fast die einer Kuh zu haben scheint.

Ohne Frage wittert der Räuber, daß Menschen in der Nähe gewesen sind, mißtrauisch zieht er sich zum zweiten Male zurück und schon taucht in mir die Befürchtung auf, nun möchte er gar nicht mehr erscheinen. Deshalb nehme ich mir vor, ihn nicht mehr von der Büchse zu lassen, falls er noch einmal auftreten sollte.

Wirklich siegt bald wieder das Verlangen nach der harrenden Mahlzeit und das Tier schiebt sich von der rechten Seite vor, mir für kurze Zeit seine linke Flanke bietend, geduckt und zögernd in der Richtung zum Kill weiterschleichend. Fast hat er diesen erreicht, als sich ihm anscheinend so starke Beweise der menschlichen Anwesenheit aufdrängen, daß er scheut und sich plötzlich auf den Hinterpranken erhebt, in der Absicht, in weitem Bogen abzuspringen.

Nur Bruchteile von Sekunden dauert diese vorbereitende Bewegung. Ich habe versucht, mit dem Visier das Blatt des Tieres nicht loszulassen, bin aber doch von dem plötzlichen heftigen Abspringen überrascht und drücke mehr mechanisch und unwillkürlich während des Sprunges meine Büchse ab, wobei mir der Eindruck verbleibt, in der Gegend des Blattes abgekommen zu sein. Indessen fühle ich mich bei meiner geringen Erfahrung in dieser Hinsicht etwas unsicher. Zwar ist es mir auch, als ob durch den Knall des Schusses hindurch ein wütender Laut des Tieres, etwa wie ein gröhlend hervorgestoßenes starkes »Wuh« erfolgt wäre, ich glaube auch bemerkt zu haben, daß das Tier im Augenblick des Schusses noch besonders hoch aufgeschnellt ist, indessen folgte ja alles so schnell aufeinander, daß Täuschungen naheliegend erscheinen, umsomehr, als der Flüchtling immerhin mit Eleganz und mit lautlosem Sprunge sich entfernt hat und auch in den nächsten Augenblicken vollkommene Stille herrscht.

Mit welchem Gefühl mußte ich vor Herrn E. treten, wenn diese schöne Gelegenheit ohne den erhofften Erfolg vorbeigegangen sein sollte und während ich mir dies ausmale, be-

daure ich, so zeitig geschossen zu haben, anstatt eine nochmalige Rückkehr und eine Gelegenheit, dann ganz ruhig die Kugel setzen zu können, abzuwarten (obwohl es rein jagdlich richtig war, die einmal sich bietende Gelegenheit nicht unbenutzt vorbeigehen zu lassen, wie Herr E. später zu meiner Beruhigung bemerkte). Indessen alle Betrachtungen helfen jetzt nichts! Fünfzehn bis zwanzig Minuten verhalte ich mich noch ruhig, dann klettere ich langsam vom Passagrahan herab.

Zu gleicher Zeit sind von weitem der Ruf des Herrn E. sowie die Stimmen von herannahenden Eingeborenen vernehmbar. Herr E. hat den Schuß auf der entfernten Plantage gehört und will es sich nicht nehmen lassen, sich direkt von dem Ergebnis zu überzeugen. Seine erste Frage im Herantreten ist: »Wo liegt der Tiger?« und zögernd muß ich ihm antworten, daß ich überhaupt nicht sicher bin, ob er getroffen oder gut getroffen ist, daß er vielmehr ohne Geräusch abgesprungen sei.

In seiner ursprünglichen Weise platzt er heraus: »Da haben Sie sich den auch wieder entgehen lassen!« (wobei er wohl an den Panther denkt) nachdem er sich flüchtig auf dem Schußfeld umgesehen und auch nicht die geringste Spur von Schweiß entdecken konnte. Sorgfältig suchen wir etwa zwanzig Minuten in einem Umkreise von zehn Meter vom Anschuß, ohne auch nur Anzeichen einer Verwundung aufzufinden, und auch die Eingeborenen schütteln die Köpfe, um anzudeuten, daß sie am Erfolg zweifeln. Zwar finde ich in der Nähe ein Blatt mit einem rotbraunen Fleckchen von der Größe eines Stecknadelkopfes und gebe der Möglichkeit Ausdruck, daß dieses wohl Schweiß sein könne, indes glaubt der sachkundige Inländer nicht daran, hält das Zeichen vielmehr für das Produkt eines Insektes.

Inzwischen ist die Dämmerung hereingebrochen und mißvergnügt wollen wir schon die Suche aufgeben, als einer der Leute in der Richtung, nach welcher meiner Ansicht nach das Tier abgesprungen sein muß, einen *frisch geknickten Zweig* von der ungefähren Dicke eines Strohhalmes entdeckt. Wie

elektrisierend wirkt dieses Zeichen auf die suchende Gesellschaft ein. Hoch schnellt unsere Hoffnung empor, hat doch Herr E. oft erklärt, daß Panther oder Tiger, die beim Wegspringen Geräusch verursachen oder auch nur den kleinsten Zweig brechen, damit zu erkennen geben, daß sie ernstlich verwundet sind. Denn im unverwundeten Zustande verstehen es die großen Katzen auch in der eiligsten Flucht sichtbare Spuren durch Abknicken zu vermeiden.

Erneut wird nun die Suche aufgenommen und bald findet einer der Jäger in etwa zwanzig Meter Entfernung von der Schußstelle unverkennbare Schweißspuren, die schon nach wenigen weiteren Metern bedeutend zunehmen und bald zu einem Platz führen, auf welchem das Gras niedergedrückt ist und eine große Menge Schweiß sich vorfindet.

»Den Tiger haben Sie!« sagt Herr E. stoßweise und auch mir erscheint dies jetzt umso wahrscheinlicher, als die weitere Verfolgung der Spur zeigt, wie der Verwundete nur langsam hin und her schwankend weitergekommen ist. Gleichzeitig aber auch machen sich meine Begleiter gegenseitig Zeichen und weisen bedeutungsvoll darauf hin, daß *ein zweiter grosser Tiger* den angeschossenen begleitet und stützt. Sie sehen dieses aus Eindrücken am bewachsenen Boden, die meinen eigenen Augen gar nicht erkennbar sind.

Der damit gewonnene Beweis für die *schwere Verwundung des einen* und die *Gegenwart eines zweiten,* wahrscheinlich gereizten *unverwundeten Tieres* läßt uns nun aber auch plötzlich die große Gefahr erkennen, die die Weiterverfolgung mit sich bringen muß, umsomehr, als inzwischen fast vollständige Dunkelheit eingetreten ist und wir uns nur noch mühsam weiter orientieren können beim Schein einer improvisierten kleinen Fackel, die aus einer mit Petroleum gefüllten Glasflasche und einem aus ihrem Halse als Docht hervorragenden Leinenstreifen zusammengesetzt ist.

Von meinen Begleitern angeleitet, erkenne ich bald auch selbst an den Spuren, daß der unverwundete ältere Tiger dort, wo der angeschossene zusammengesunken ist, ihn immer wieder

aufgerichtet und zum Weitergehen veranlaßt hat. Offenbar ist er während des Schusses in unmittelbarer Nähe gewesen. Er hat mit der Bedächtigkeit des Alters sich nicht so schnell der von Menschen berührten Beute nähern wollen, und ist dann aus einiger Entfernung Zeuge der seinem Begleiter verhängnisvoll gewordenen Katastrophe gewesen, um diesem dann, ohne sich durch den Schuß verscheuchen zu lassen, bald darauf Hilfe zu leisten. Eine derartige *gegenseitige Hilfe unter Raubtieren* selbst bei herannahender Gefahr erscheint äußerst seltsam, ist indessen auch von anderer Seite beobachtet und in naturgeschichtlichen Werken, wenn auch selten verzeichnet worden, konnte in vorliegendem Falle jedenfalls zweifellos festgestellt werden. Sie gibt einen Begriff von der Entwicklung eines nicht unbedeutenden Gefühlslebens auch bei diesen wildesten aller wilden Bestien.

Nur durch Unterstützung des gesunden Gefährten ist der krank geschossene Tiger im stande, vor unserem Herannahen sich immer wieder aufzuraffen und weiter zu schleppen.

Herr E., der die Gefahr aus seiner Erfahrung kennt, nicht einmal ein Gewehr führt, und deshalb nicht folgen kann, rät entschieden ab, an diesem Abend noch weiter vorzudringen, denn aus dem uns umgebenden, inzwischen in tiefes Dunkel gehüllten Dickicht kann sich jeden Augenblick der eine oder andere der Tiger auf uns stürzen, da solche sich, wenn sie verfolgt werden, vollständig ruhig verhalten, bis der Jäger in Sprungnähe gekommen ist, worauf einem Wutgebrüll dann aber auch sofort der Überfall folgt.

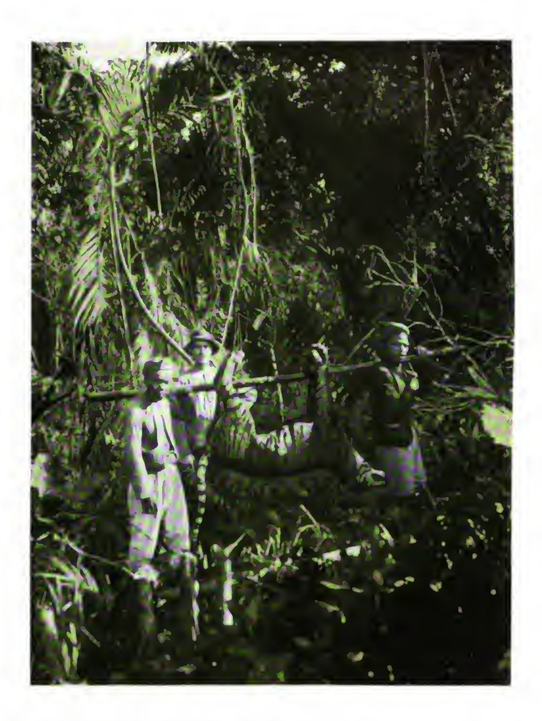
Mir selbst erscheint allerdings in diesem Moment die Gefahr vollständig nebensächlich, handelt es sich hier doch um die baldige Erlangung des ersten großen, sehnlichst erwarteten Raubtieres. Der Wunsch nach Erlangung des Preises ist eben stärker als die Bedenken wegen der damit verbundenen Gefahr, und wie in analogen Fällen anderswo, so tritt auch hier das, was man Mut nennt, in die Erscheinung, nachdem ein starkes Gefühl im Individuum die Oberherrschaft bekommen.

Ich dringe deshalb allein mit einigen Eingeborenen, mit der

Lampe Schritt für Schritt die Spur suchend, und im Gestrüpp jeden Fuß mit dem Kappmesser erkämpfend, insgesamt etwa zehn Meter vor, komme dann aber vor einen großen Baum, der auffallende und noch feuchte, also frische, tiefe Kratzwunden in der Rinde aufweist, die zweifelsohne von dem zweiten Tiger herrühren, der in seiner Erregung in ähnlicher Weise wie es wohl unsere Hauskatzen tun, an dem ersten besten Gegenstand sich in die Höhe gezogen und ihn mit den Krallen bearbeitet hat.

An der Höhe der Risse vom Erdboden können wir die Größe des Tieres ermessen und die Eingeborenen haben diese, man muß sagen fast lebenden Zeichen von der Wut der Bestie kaum in Augenschein genommen, als sie erklären, mir nun unter keinen Umständen mehr folgen zu wollen. Leider muß auch ich selbst damit die Verfolgung aufgeben, denn allein mit einer mehr wie primitiven Lampe in der einen und einem Gewehr in der anderen Hand zwei wütenden Tigern nachzukriechen, wäre wahnwitzig. Trotzdem kann ich aus den Gefühlen heraus, die mich erfüllen, begreifen, wenn selbst bedächtige und erfahrene Jäger, alle Vorsicht vergessend, bei der Nachsuche eines verwundeten Stück Großwildes in den Sprungbereich desselben gelangen, und dann unter Umständen das Leben einbüßen. Die Freude über die seltene Gelegenheit, einen Schuß auf das furchtbare und doch so prächtige Raubtier abgegeben zu haben und die gespannte Erwartung, die Beute nun bald zu erhalten, machen alle Vorsicht zu nichte und es ist gut, wenn, wie in diesem Falle, die Notwendigkeit zum Zurückgehen zwingt. Denn wenn schon Dutzende Jäger bei der Verfolgung angeschossener Tiere bei Tage ums Leben gekommen sind, so muß die Gefahr unter den vorliegenden Umständen, bei der Dunkelheit und dem nur vorhandenen einen Gewehr vervielfacht scheinen.

Ungern füge ich mich dem Zwange, von weiterem Vorgehen abzulassen. Herr E. vertröstet mich mit der Versicherung, daß die Beute doch bestimmt am anderen Morgen gefunden werden wird. Es sei dann leicht, die Spur wieder



Der erlegte Tiger kommt vor die Kamera.

aufzunehmen und zweifellos, daß wir des Raubtieres bei Tageslicht ohne Gefahr von seiten des zweiten Tigers habhaft werden würden.

Anderen Tages machen wir uns kurz nach Tagesanbruch auf den Weg und kaum einige Meter von der Stelle, wo der zerkratzte Baum am Abend vorher die Eingeborenen zurückgescheucht hatte, erblicken wir denn auch das goldig schimmernde Fell des toten Räubers. Von dem zweiten Tiger ist nichts zu erblicken, wohl aber zeigt sich neben dem gefallenen Tier eine große Fläche, auf der der Graswuchs niedergedrückt ist, ein Zeichen, daß er hier seinem Gefährten lange Zeit beigestanden und daß er ihn wohl erst verlassen hat, nachdem der letztere verschieden war.

Die Besichtigung ergibt, daß die Kugel genau auf dem Blatt eindrang und, weil der Tiger im schrägen Abspringen war, zwischen den Vorderpranken austreten mußte, dort einen schnittartigen 12 Zentimeter langen Ausschuß verursachend — wohl infolge des sich teilenden Nickelmantels.

Daß trotz dieser schweren Verwundung und dem Ausschuß nach unten auf 15 Meter kein Schweiß zu finden war, läßt sich nur durch die blitzartige Flucht erklären.

Mit einem Gefühl großer Genugtuung betrachte ich die Beute, folge mit Freude ihrem Transport aus dem Urwald bis zum Rande der Lichtung, wo der erste erlegte Tiger sogleich von der Kamera verewigt wird.

Noch am selben Vormittage wird er seines schönen glänzenden Felles beraubt.

Das Bild auf der folgenden Seite zeigt, wie, im Kampung angekommen, die Arbeiter teils mit geradezu *verzückten Gesichtern* das von ihnen gleichzeitig gefürchtete und zugleich wieder verehrte Tier anstarren. Wird doch der Tiger, wenn die Eingeborenen unter sich von ihm reden, immer »Toewan Madjan«, d. i. »Herr Tiger«, genannt. Der Ausdruck der Gesichter ist unretuschiert von der Photographie gefertigt und zeigt denselben Ausdruck der Andacht in Gegenwart des ihnen übernatürlich erscheinenden Wesens, den wir bei

Religionsübungen anderer Völker, selbst anderer Rassen beobachten.

Fast alle Teile des Tigers werden zur Bereitung der einen oder anderen geheimnisvollen Arznei verwandt. Am gesuchtesten sind die Schnurrbarthaare; diese sollen, gebrannt und zerstampft,



Die verzückten Mienen der Eingeborenen in Gegenwart des so gefürchteten und doch wieder verehrten Tigers.

eines der gefährlichsten und am schwersten nachzuweisenden Gifte abgeben, von denen die Eingeborenen im allgemeinen solch umfangreiche Kenntnis haben.

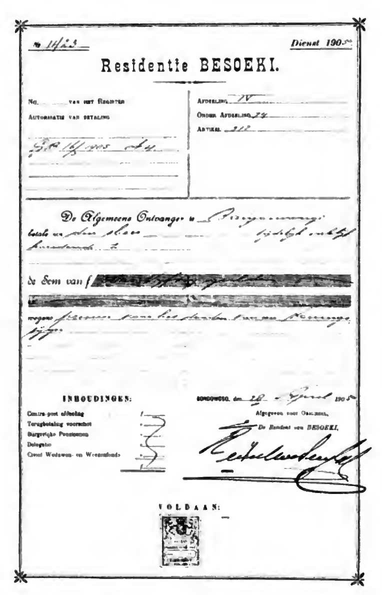
Die Polizei des benachbarten Dorfes ist inzwischen benachrichtigt; sie erscheint bald und stellt die Erlegung des Tigers fest, um eine amtliche Bescheinigung und, falls man darauf Anspruch macht, auch das behördliche Schußgeld von fünfzig Gulden sicherzustellen.

Wir fügen die Photographie einer solchen Bescheinigung »voor het dooden van een Koningstyger« bei, welche vielleicht von Interesse sein mag, wenn später einmal der letzte Tiger auf Java getötet ist oder die Regierung, statt ein Schußgeld für die Vertilgung abzugeben, einen Nationalpark für die Unterhaltung eines Stammes derselben einrichtet.

An demselben Abend gehen wir wieder wie gewohnt zur Lichtung, um unserem Anstand auf Rehwild obzuliegen. Nach den aufregenden Erlebnissen des vorigen Tages kommt uns dieser recht langweilig vor und ich bin fast zufrieden, keinerlei Anlauf zu haben und nicht gezwungen zu sein, auf ein so verhältnismäßig geringes Wild einen Schuß abgeben zu müssen.

Ein Ereignis zeitigt der Abend aber insoweit, als wir nach Eintritt der Dämmerung plötzlich im anstoßenden Urwald einen *mächtigen, gröhlenden Ton* vernehmen, der sich in kurzen Pausen wiederholend, bald näher, bald entfernter klingt, bald stärker, bald schwächer, bald mehr klagend, bald mehr wütend, immer aber unheimlich und unheildrohend. Schon nach den ersten Tönen sagt Herr E.: »Hören Sie, der andere Tiger!« Es ist zweifellos, daß das große Tier den Urwald durchstöbert, klagend und wutschnaubend, als wolle er Rache für seinen verlorenen Gefährten ansagen. Jede Art Ärger oder Wut scheint ja den Tiger zu zwecklosem, sogar ihm selbst schädlichem Schelten mit dem Verhängnis zu veranlassen, und aus dem Verhalten dieses Exemplares darf man schließen, daß er auch nach anderen Eindrücken, selbst wenn sie nicht mit dem Magen zusammenhängen, Klage an das Schicksal in lauter Weise äußert.

Bedenkt man die früher beobachtete *mutvolle Unterstützung* seines leidenden Gefährten, selbst im Falle dringender Gefahr und dabei diese Äußerungen der *nachhaltigen Trauer*, bedenkt man auch die bei anderen Tieren erkennbaren *Äußerungen*


Dienst 190

Residentie BESOEKI.

No. ..... van het Register

Autorisatie van betaling

Afdeeling IV

Onder Afdeeling 24

Artikel 212

De Algemeene Ontvanger te

betale aan

de Som van f [redacted]

wegens

INHOUDINGEN:

Contra-post afkeuring f

Terugbetaling voorschot

Burgerlijke Pensioenen

Delegatie

Comité Weduwen- en Weezenfonds

Bondowoso, den 28 April 1905

Afgegeven voor Ontvangst,

De Resident van BESOEKI,

VOLDAAN:

Anweisung der Schußgebühr für Erlegung eines Tigers.

eines etwaigen *schlechten Gewissens,* auch die *Furcht* vor etwas *Unfaßbarem* und Unbekanntem, die, wie man nicht ganz zu Unrecht behauptet, das Urmotiv menschlichen Religionsgefühls abgegeben hat, so möchte man sich tatsächlich fragen, *wo* ein *grundsätzlicher* Unterschied zwischen dem Gefühls-

leben der Menschen und dem der Tiere noch zu finden sein soll, selbst wenn man die verfeinerte Ausbildung desselben bei den Kindern Adams zugeben wollte.

Mit wachsender Dunkelheit nehmen sich die Laute immer drohender und unheimlicher aus, und als wir später wieder in unseren Kampung zurückkehren, erzählt man uns, daß eine Reihe Waldarbeiter, die sonst auf der Lichtung in der Blockhütte zu schlafen pflegen, vor diesen ungewöhnlichen Tönen entsetzt, sich in den größeren Kampung geflüchtet haben.

Am anderen Tage wird sogar gemeldet, daß einer der Waldarbeiter, welche auf der mehr genannten Lichtung mit dem Urbarmachen, Fällen und Ausroden von Gesträuch beschäftigt sind, vermißt werde, und wie ein Alp legt sich mir der Gedanke plötzlich auf die Seele, daß dieser wahrscheinlich das Opfer des in Wut versetzten großen Tigers geworden sei. Den ganzen Tag mache ich mir stille Vorwürfe darüber, nun gar des Jagdvergnügens wegen indirekt das Leben eines Menschen gefährdet zu haben, wenngleich niemand einen derartigen Ausgang ahnen konnte.

Mit beklommenen Gefühlen ziehe ich deshalb wieder auf den Nachmittagsanstand hinaus. Kaum sind wir am Sitz angelangt, als von weitem großes Geschrei und das Herannahen einer Menschenmenge vernehmbar wird.

Eine kreischende Frauenstimme hebt sich aus dem Getöse hervor, und als der Trupp aus dem Urwalde tritt, erkennen wir in der Vorderreihe eine Frau, die von Arbeitern geführt wird. Diese Frau stößt geradezu entsetzliche Töne aus und Herr E. sagt gleich: »Da haben sie wahrscheinlich die Reste des Mannes gefunden!«

Man mag begreifen, wie niederdrückend diese Szene auf mich einwirken muß. Zwar hört man im Osten in Bezug auf Unglücke, die Eingeborene betreffen, nicht selten von Europäern die Beschwichtigung: »Es ist ja nur ein Eingeborener!« Indes gehört zu solcher Auffassung ein längerer Aufenthalt in den Tropen.

Die Menschenmasse bewegt sich in einiger Entfernung von

unserem Sitz, und nach einiger Zeit berichtet ein Arbeiter, daß tatsächlich der Mann gefunden und daß es seine Frau sei, die ihn dort so bejammere, allerdings sei er nicht dem Tiger zum Opfer gefallen, sondern unter einen umstürzenden Baum geraten. Man kann sich die Erleichterung vorstellen, die ich bei dieser Nachricht empfinde, obwohl dadurch an dem eigentlichen Unglück nichts geändert wird.

Nach Mitteilung von Herrn E. ist auch das entsetzliche und unaufhörliche Lamentieren der Frau nicht so ernst zu nehmen. Derartige Klageäußerungen indischer Eingeborener sollen immer etwas übertrieben ausfallen, nur weil sie gewissermaßen zum guten Ton gehören und sie ihnen geradezu zur Vorschrift gemacht sind. Herr E. meint sogar: »Vielleicht verlobt sie sich schon innerhalb vierundzwanzig Stunden einem anderen Mann!«

Tatsächlich lassen Gefühlsäußerungen der Inländer fast nie auf den wirklichen Zustand ihrer Empfindungen schließen.

In Vorderindien sah ich beispielsweise die Angehörigen einer verstorbenen Frau in äußerst ruhiger, angemessener Weise die vielen Zeremonien bei der Verbrennung der Leiche ausüben. Kein Laut verriet besondere Gemütsbewegung; zeitweilig setzte man sich sogar abseits zu einer Zigarette zusammen. Hier informierte uns ein mit den Gewohnheiten Vertrauter dahin: »Man läßt keine Gemütsbewegung nach außen dringen, weil dies der Sitte widersprechen würde, erst wenn die Familie wieder zu Hause angelangt ist, darf und muß sie in lauten Klagen ihrem Schmerze Ausdruck geben.«

So bringen tausendjährige Gewohnheiten und Anschauungen bei verschiedenen Völkern unter Umständen entgegengesetzte Verhaltungsmaßregeln bei denselben Anlässen zu stande.

Banjoewangi.

Besteigung des Idjenplateaus.

Banjoewangi als Kabelstation. Auslegerboote. Ein feuriges Reitpferd. Gutes Nachtquartier. Ein Verirren. Kletterritt. Schwefelsee und Schwefelgebilde. Milliarden kleiner Kugeln. Die Schleuse. Wegregulierung.

Von Batara aus machen wir einen Ausflug nach dem sogenannten Schwefelsee, der in der Nähe von Banjoewangi gelegen, von Reisenden weniger besucht wird, weil er nicht so bequem zu erreichen ist und entfernt von den übrigen Sehenswürdigkeiten liegt.

Banjoewangi ist nebenbei Knotenpunkt der von Australien, Ceylon und anderen Richtungen kommenden überseeischen Kabelverbindungen, außerdem der Haupthafen für die Ostküste, insbesondere auch der Übergangshafen für die Insel Bali und die noch weiter östlich gelegenen Inseln des Archipels.

Mit der Eisenbahn fahren wir in einigen Stunden dorthin und finden in einem der guten Gasthäuser Unterkunft.

Die Stadt macht einen friedlich-freundlichen Eindruck und wir benutzen einige Mußestunden, um an die Küste hinunterzusteigen und die eingeborenen Fischer bei ihrer Arbeit zu beobachten. Besonders fallen uns hier die von ihnen benutzten großen Auslegerboote auf.

Solche Boote habe ich zuletzt auf Hawai gesehen, viele tausend Meilen von hier entfernt, und es ist wunderbar, wie sich diese für die Fahrzeuge der Fischer vorzüglich geeignete Einrichtung der Ausleger über so große Entfernungen verbreitet hat. Sie macht auch kleinere, von wenigen Leuten zu hantierende Boote

seetüchtig und bewahrt sie vor dem Umkippen. Wenn man daran denkt, daß der erste Konstrukteur derselben ein Eingeborener war, so kann man nicht umhin, seiner Erfindungsgabe noch nachträglich Hochachtung zu zollen.

Die uns von Bali trennende Meeresstraße ist so schmal, daß die Berge der gegenüberliegenden, sehr waldreichen Insel deutlich zu erkennen sind*).

Noch am Nachmittag treten wir die Reise zu einer etwa 20 Kilometer entfernten, an den östlichen Abhängen des Rauengebirges, etwa 800 Meter hoch gelegenen *Kaffeeplantage* an, um von dort aus den Schwefelsee zu besuchen.

Der Besitzer dieser Plantage, Herr K., den ich früher kennen lernte, hat mich eingeladen, seine Gastfreundschaft anzunehmen, während anderen Reisenden ein guter Passagrahan in der Nähe zum Übernachten zur Verfügung steht.

Etwa eine halbe Stunde vor der Plantage liegt die Endstation der Post. Hier sehen wir, daß der Diener des Herrn K. uns schon erwartet und einen *kleinen feurigen Hengst* bereithält, der kaum so weit zu bändigen ist, daß ich den Sitz auf seinem Rücken einnehmen kann. Noch während des Aufsteigens reißt sich das Tierchen los, und nun geht es in *tollem Galopp* den steilen Berg zur Plantage hinauf.

Ich erinnere mich nicht, je ein Pferd geritten zu haben, das mich wie dieses kleine Tier, mit solchem Feuereifer und solcher Ausdauer, über Stock und Stein eine steile Höhe hinauf im Galopp ohne jeden Ansporn getragen hätte, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß es sich dabei auf dem Wege zum Stalle befindet. Immerhin scheinen die javanischen Pferde zu den ausdauerndsten zu gehören, wenn sie nicht überhaupt als die für den tropischen Osten geeignetsten bezeichnet werden sollen.

Für diese Nacht verweile ich unter dem Dache meines *Gastgebers,* der vielerlei aus seinem Verkehr mit den Eingeborenen

*) Bald nach unserer Abfahrt kam es zu ernsten Differenzen zwischen der Regierung und dem Sultan von Bali, die eine Expedition verursachten, in deren Verlauf der Sultan und seine Anhänger sich selbst töteten.

zu erzählen weiß und dessen Wohnsitz mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet ist, die der Europäer im entfernten Osten nur genießen kann.

Es ist vereinbart, daß der Aufbruch anderen Morgens vier Uhr in Begleitung zweier Leute mit zwei Pferden, von denen immer abwechselnd eines zu reiten ist, zum etwa 2000 Meter hohen Schwefelsee geschehen soll.

Früh genug werde ich auch geweckt. Nach Einnehmen des Frühstückes geht es in die Nacht hinaus, zunächst durch kilometerlange neuangelegte Kaffeegärten. Diese sind von solchem Umfange, daß selbst die eingeweihten Leute sich nicht sicher fühlen in Bezug auf den Weg und richtig auch dort, wo die Gärten zum Urwald übergehen, den Anfang des hinanführenden Weges nicht zu finden vermögen.

Zwar haben sie zwei kleine Fackeln mitgenommen, aber diese leuchten nicht weit genug, um die Orientierung zu ermöglichen. Kreuz und quer, auf und ab irren wir, ohne den Anschluß zu finden. Die Pferde sinken tief in den neu ausgerodeten Weg ein, und Menschen und Tiere werden dadurch äußerst nervös. Gerade eineinhalb Stunden verlieren wir im Hin- und Hersuchen, und erst als der Morgen vollständig hereingebrochen und die Gegend vom Dämmerlicht erhellt wird, finden wir die Eintrittstelle.

Nun geht es zuerst durch imposante Bambusgruppen von ungewöhnlicher Höhe und Mächtigkeit steil bergan auf einem *Bergpfade,* dessen *schlechter Zustand* kaum zu beschreiben ist, da das von den Bergen herabstürzende Wasser ihn überall ausgewaschen hat, Baumstämme, die nur durch einen großen Umweg umgangen werden können, liegen quer darüber. Stufen und Absätze solcher Steilheit müssen erklettert werden, daß man gezwungen ist, sich am Halse des Tieres festzuhalten, um nicht nach rückwärts abzurutschen, und zu bewundern ist nur immer wieder die Leistung dieser kleinen Tiere, welche die Hauptarbeit auf sich nehmen.

Im übrigen bietet es einen stets wechselnden Genuß, die wundervolle Vegetation mit üppigen Schlinggewächsen und

riesenhaften Bäumen, wie sie uns in solcher Mächtigkeit in den anderen Teilen Javas nicht entgegengetreten sind, zu beobachten.

Nach geraumer Zeit gelangen wir an einen Sattel, von dem aus die Gruppe des Vulkans Rauen zu überschauen und ein Blick in das jenseits gelegene Land möglich ist. Nun ist noch ein letzter Kegel mit spärlichem Baumwuchs zu erklettern. Schließlich führt der Pfad an einem Abhange entlang, den wir aber plötzlich durch einen umgefallenen Baum versperrt finden, so daß hier die Pferde angebunden werden und wir selbst den allerdings nur noch kurzen Weg zu Fuß fortsetzen müssen.

Hinter einem Vorsprung eröffnet sich dann überraschenderweise der Blick auf den etwa 100 Meter unter uns gelegenen See, der von felsigen Höhen umschlossen, ohne Frage eine ehemalige Krateröffnung ausfüllt. Die sich hier anstauenden, von Regenwasser verdünnten Kraterprodukte enthalten eine große Menge schwefliger Säure, weshalb der See kurzweg *Schwefelsee* genannt wird.

Seine Eigentümlichkeit ist, daß er, von unserem Standorte aus gesehen, in wunderbarer *türkisblauer Farbe*, fast möchte man sagen *leuchtet*. Es ist mir nicht erinnerlich, je ein so strahlendes, sattes und doch dabei mildes Hellblau in der Natur oder auch auf irgend einem Gemälde gesehen zu haben, und es ist, als ob das Auge sich von dieser Farbenpracht auch nach längerem Anblick nicht loslösen könnte.

Der Umstand, daß der Gehalt an einer wenig nützlichen und sogar giftigen Flüssigkeit diesen wundervollen Farbenton hervorruft, kann den Genuß an der herrlichen Erscheinung nicht vermindern.

Hinter einem Vorsprung, in einer Ecke des Sees sieht man andauernd Dämpfe emporsteigen, ein Zeichen, daß es sich hier um einen noch tätigen Vulkan handelt.

Auch hier oben in der hoch gelegenen Einöde hat die menschliche Hand schon *regulierend* eingegriffen. Wir sehen an einer Seite eine *Schleuse*, die dazu dient, durch einen besonderen Kanal von Zeit zu Zeit den säurehaltigen See ab-

fließen zu lassen. Es geschieht dies, weil sonst ein Teil seines Inhalts zugleich mit den Gebirgswässern den Berg hinunterstürzen und dort die Plantagenbetriebe und das Trinkwasser schädigen könnte, während dies durch die erwähnte Einrichtung unmöglich gemacht ist.

Wir steigen den Abhang hinunter zum Spiegel des nahen Sees und sammeln Gesteinsmassen und eigentümliche Schwefelgebilde der verschiedensten Arten.

Besonders fallen mir dabei eine Unmenge kleiner *Kügelchen* auf, die an der Oberfläche des Sees schwimmen und an einzelnen Stellen haufenweise übereinandergeschichtet liegen. Von diesen etwa 3—4 Millimeter im Durchmesser haltenden erstarrten Schwefelbläschen treiben sich Milliarden als Produkt einer Solfatara, also auch der vulkanischen Tätigkeit, auf dem See umher. Eine solche Menge regelmäßig geformter Gebilde habe ich im Naturbetriebe bisher nur einmal gesehen, und zwar am Strande einer der Inseln des Gangesdeltas. Dort ist die Küste auf große Strecken leuchtend rot gefärbt von Millionen darauf wandernder Krabben. Von diesen wird der sehr feine schlammige Sand des Ufers, wohl zu Nahrungszwecken, zu unzähligen, etwa 2 Millimeter großen Kügelchen verarbeitet und darauf mit den Beinchen zur Seite gerollt, so daß nach einer Arbeit von einigen Stunden der ganze Strand mit Milliarden von kleinen, regelmäßig geformten Sandkügelchen bedeckt ist, die allerdings, tragischerweise, von der kommenden Flut mit wenigen Wellen wieder aufgelöst werden, so ungefähr wie der Zeitverlauf verfährt mit den kunstvollen und mühsam hergestellten Arbeiten der Menschenkinder.

Der Besuch des Schwefelsees ist schon allein wegen der einzig dastehenden Farbenpracht des Seespiegels zu empfehlen, daneben bietet er prächtige Urwaldbilder und herrliche Ausblicke auf das Küstengebiet, die man beim Aufstieg genießen kann.

Sehr befriedigt von dem Ergebnis des Ausfluges, muß ich auf dem Rückweg unter dem schlechten Zustande des Weges wiederum derart leiden, daß ich Veranlassung nehme, bei meinem

freundlichen Gastgeber *eine Liste* aufzulegen, worin die Besucher des Sees gebeten sind, eine Unterstützung für die Unterhaltung des Weges, die jetzt allein Herr K. obliegt, zu zeichnen. Mein Gastgeber muß mir das Versprechen geben, daß er die Liste allen seinen Gästen vorlegen, und dies nicht etwa aus Höflichkeit unterlassen wird. Hoffentlich wird damit ein wenig zur Besserung des Weges und zur Erschließung des prächtigen Ortes beigetragen.

Ein Besuch bei dem Sultan von Solo.

Das Sultanat Soerakarta. Besuch beim Residenten. Ein Sicherheitsfaktor der Regierung. Kontrolle des Residenten. Der »ältere Bruder«. Die zehntausend Personen des Hofes. Holländisches Fort. Gegenkandidaten. Divide et impera! Einführung durch den Assistentresidenten. Die europäische Leibgarde und ihr Kommandant. Die Empfangshalle. Unterhaltung über den russisch-japanischen Krieg. Einheimisches und europäisches Orchester. Ein merkwürdiges Hofzeremoniell. Oberhofmeister und Hofuniform. Kunstvolle Tänze. Pistolenknalleffekt. Bild des Sultans als Geschenk. Der Nagel des Weltalls. Prozession. Schirmträger, Goldstreifen je nach Rang des Besitzers. Ein einzig dastehendes Werk: der Miniaturhügel. Betrachtungen Fidus' über das Weltgetriebe. Die Suche nach der Türöffnung. Pferdeställe. Meteorstein. Tierpark, Elefanten, Panther. Das wilde Tigerpaar. Hirschjagd im Park. Vergoldetes Boot. Eine unverdiente Jagdtrophäe.

Das zweite aber bedeutendste der Voorstenlande (Fürstenlande) ist das *Sultanat Soerakarta*, dessen Hauptstadt Solo hunderttausend Einwohner hat und über das ein Herrscher mit dem Titel *»Soesboeboenan«* regiert, dem aber ein sogenannter *»Resident«*, der Vertreter der holländischen Regierung zur Seite steht, als welcher zur Zeit unserer Ankunft Herr S. neu ernannt ist.

Infolge privater Geleitbriefe und behördlicher Empfehlung ist Herr S. so liebenswürdig, für mich eine besondere *Audienz beim Sultan* nachzusuchen. Eine solche wird Europäern nur ausnahmsweise gewährt und diese haben deshalb, ebenso wie viele der im Lande ansässigen Holländer, meist nur bei den Nationalfesten, deren es drei oder vier im Jahre gibt, Gelegenheit, den Herrscher von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Der Sultan erfreut sich eines überaus *hohen Einkommens.* Man sagt sogar, daß er in dieser Beziehung besser gestellt sei wie seine Souveränin, die Königin von Holland, und er kann sich Feste gestatten, von denen ein einziges eine halbe Million

verschlingt. Den größten Teil seiner Revenüen bezieht er aus den Abgaben, die sämtliche Untertanen von den Erträgnissen ihres Grundbesitzes an ihn abführen müssen. Es besteht also gleichsam ein Zehntensystem, wie es übrigens in Europa vor einigen hundert Jahren ebenfalls existierte, damals als unwandelbarer Teil der Weltordnung erklärt wurde, aber später doch dem Zeitverlauf weichen mußte. An dieses System sind die Eingeborenen seit vielen Jahrhunderten gewöhnt und sie scheinen dasselbe auch nicht drückend zu empfinden, wozu der Umstand beitragen mag, daß sie infolge der Oberherrschaft der Holländer in ihrem Fürsten den *Vertreter ihrer eigenen Interessen* den Europäern gegenüber sehen und die Lasten, die sie seinetwegen auf sich nehmen, nicht so sehr beachten.

Für die Holländer anderseits bietet die Anwesenheit des Fürsten einen großen *Sicherheitsfaktor.* Durch Verträge sind die Regierungsverhältnisse in der Weise geregelt, daß zwar die Vertreter des Sultans bezüglich einer Reihe Fragen geringerer Bedeutung ziemlich unbeschränkt bestimmen, dagegen aber die wichtigeren Regierungshandlungen der *Kontrolle des Residenten* unterstehen. Im Verkehr des letzteren mit dem Sultan wird der Resident als des Sultans *»älterer Bruder«* bezeichnet und nach diesem Begriff ist auch das ganze Verhältnis zwischen den beiden Würdenträgern charakterisiert und gestaltet. Die Benennung muß man als einen milden und geschickten Ausdruck bezeichnen, der, ohne schroff eine Abhängigkeit auszudrücken, dennoch die Unterordnung des Sultans unter den jeweiligen Regierungsvertreter in sich schließt.

Dadurch sind auch alle wichtigen Reformen, die die holländische Regierung durchzuführen für richtig findet und dem Sultan in Form einer »Empfehlung« nahe legt, mit Hilfe der inländischen Beamten des Sultans zu erreichen. Die Machtbefugnisse der fürstlichen Regierung werden übrigens bei eintretenden Gelegenheiten mehr und mehr beschränkt und es dürfte deshalb über kurz oder lang ein allmähliches Durchdringen und eine friedliche Aufnahme auch der Voorstenlande seitens der Holländer nicht ausgeschlossen sein.

Wichtig ist auch, daß der Sultan als das religiöse *Oberhaupt der javanischen Mohammedaner* angesehen wird. Hierdurch sind diese einerseits mehr an den Fürsten gekettet, anderseits aber haben die Holländer eben in der Person des Sultans gleichzeitig den mohammedanischen religiösen Mittelpunkt unter ihrem Einfluß.

Der Sultan darf nicht ohne Erlaubnis des Residenten den Kraton, das ist die Innenstadt, verlassen, in der er mit seiner ganzen engeren und weiteren Familie und sämtlichen Hofbeamten wohnt. Insgesamt sind dies *etwa zehntausend Personen*, die alle direkt oder indirekt von den Einkünften des Fürsten zehren, und fast ein glücklicheres, jedenfalls freieres Leben führen als der Sultan selbst, so daß ihnen eine Änderung der jetzigen Verhältnisse am wenigsten erwünscht sein würde.

In größter Nähe dieser Innenstadt befindet sich ein mit einem Stamme europäischer Soldaten besetztes *holländisches Fort*, dessen Kanonen jeden Augenblick auf den Kraton gerichtet werden können. Die übrigen hier garnisonierten eingeborenen Soldaten sind einem entfernt ansässigen Volksstamme entnommen (insbesondere kommen als Soldaten die Ambonesen, Bewohner einer Insel des Malaiischen Archipels, zur Einstellung). Sie dürften sich bei etwaigen Zwistigkeiten mit den Javanern als durchaus zuverlässig erweisen.

Aber noch andere Momente als die absolute Macht bürgen für die Aufrechterhaltung der Ordnung.

Der Sultan würde sich der Möglichkeit aussetzen, plötzlich seiner Würde, seiner Machtbefugnisse, seiner verhältnismäßig großen Einkünfte und der Hofhaltung gänzlich beraubt zu werden, falls er sich jemals in Gegensatz zur holländischen Regierung stellen wollte. Denn gleich wie in Djodkja unterhält die Regierung auch in Solo Beziehungen zu je einem *Gegenkandidaten* (Prätendent) in der Person eines vornehmen und vermögenden Prinzen, der sich eine eigene Leibgarde halten darf und auch seinerseits große Feste veranstaltet. Seine Gegenwart muß den regierenden Sultan stets daran erinnern, daß er mit Leichtigkeit seitens der Regierung ersetzt werden könnte, falls

er ihr irgendwelche Schwierigkeiten bereiten sollte. Das »Divide et impera«: »teile und regiere«, ist also hier zweckmäßig angewandt.

Als wir vor einigen Wochen Solo zum ersten Male besuchten, machten wir dem *Residenten* unsere Aufwartung und besichtigten auch bei dieser Gelegenheit das solide gebaute *Regierungsgebäude*, das einen großen Saal mit den Thronsesseln für den Sultan und für den Residenten enthält und in welchem zur Zeit der großen Feste eine Reihe von Zeremonien vor sich gehen.

Sobald mich nun im Osten die Nachricht von der Festsetzung der Audienz erreichte, habe ich mit Freuden telegraphisch zugesagt und mich, begleitet von Herrn W., rechtzeitig nach Solo zurückbegeben.

Die Feierlichkeit ist für den Abend angesetzt. Unsere Einführung hat der derzeitige *Assistentresident* übernommen, den wir bald nach unserer Ankunft kennen lernen.

Zur festgesetzten Zeit holt uns der Kommandant der *europäischen Leibgarde* des Sultans, welcher mir für die Zeit des Aufenthaltes als ständiger Begleiter zugeteilt ist, am Hotel ab und führt uns dem Kraton zu, durch dessen von der inländischen und europäischen Schildwache besetztes Haupttor wir in einen *geräumigen Hof* eintreten. In diesem bemerken wir zunächst einige meist einstöckige Gebäude, Magazine und andere hallenartige Bauwerke, an denen vorbei wir endlich in eine durch viele Lichter, Spiegel und vergoldete Holzschnitzereien verzierte, an drei Seiten vollständig offene Empfangshalle gelangen, zu der einige Stufen emporführen.

Vor einer Wand an der Rückseite der Halle bemerken wir auf einem erhöhten Podium den Sultan und etwa vier Prinzen, mit dem an seiner rechten Seite sitzenden Assistentresidenten im Gespräch befindlich.

Wir ersteigen die Stufe des Podiums und nähern uns dem Fürsten, der mir die Hand reicht und mich in freundlicher Weise willkommen heißt. Nachdem ich an seiner Linken Platz genommen, entwickelt sich ein längeres Gespräch, bei welchem

der Assistentresident und der Kommandant die malaiischen Sätze des Sultans beziehungsweise meine englischen übersetzen. Die Unterhaltung wird unter anderem auch auf den Reiseaufenthalt im Osten der Insel, auf meine Jagderlebnisse und auf den *russisch-japanischen* Krieg gelenkt.

Der Verlauf des letzteren scheint dem Sultan besonderes Interesse einzuflößen, wie der Krieg ja überhaupt die Eingeborenen Asiens zu dieser Zeit mehr oder weniger in *Gemütserregung* erhält, wobei wohl nicht besonders erwähnt zu werden braucht, daß ihre Sympathien allgemein auf seiten der Japaner stehen und vielen Eingeborenen die Möglichkeit nicht ausgeschlossen scheint, ja daß manche gar im Stillen hoffen, mit dem Ausgang des Krieges die dominierende Stellung der Weißen im Osten aufhören zu sehen.

Der Sultan fragt insbesondere, wie es Japan im weiteren Verlauf des Krieges gehen wird, worauf ich äußere, daß, wenn Rußland nicht bald Frieden schließen würde, nach meiner Ansicht die Hilfsmittel Japans wahrscheinlich bald versiegt sein dürften.

Aus den Mienen und Fragen des Sultans scheint hervorzugehen, daß auch seine guten Wünsche auf seiten der Japaner stehen, was von seinem Standpunkte aus auch nicht anders erwartet werden kann.

Während der Unterhaltung fällt es auf, daß der Fürst, obwohl er noch ein ziemlich junger Mann ist, fast stoßweise und als litte er unter Asthma, redet. Auch sein etwas schwammig erscheinendes Äußere läßt darauf schließen, daß er, vielleicht infolge seiner geringen körperlichen Bewegung, nicht sehr gesund ist. Seine Augenbrauen sind merkwürdigerweise abrasiert, dann aber wieder durch Anmalung entsprechender Striche ersetzt, die so ausgeführt sind, daß sie dem Gesicht ein charakteristisches und von demjenigen seiner Umgebung abstechendes Aussehen verleihen, wie es auch unser Bild von ihm zeigt.

Es ist bekannt, daß der Sultan großen Wert auf Orden legt. Er macht daraus selbst kein Hehl und zieht besonders die großen Sterne und Halsketten vor. Die Besuche von hohen

Würdenträgern und europäischen Prinzen haben zu seinem Reichtum an solchem Schmuck beigetragen. Auch sieht es der Sultan gern, wenn seine Gäste mit Ehrenzeichen geschmückt sind. Auf einem seiner prächtigen Orden fällt mir das Wort »Virtus« in großer Schrift in die Augen, das in seiner Übersetzung »Tugend« in dieser Umgebung bemerkenswert erscheint, da es fraglich sein muß, ob sich der Sultan überhaupt des Sinnes und der hohen Bedeutung dieses Begriffes bewußt ist.

Er zeigt auch mit Stolz einen Ring, den er von einem deutschen Prinzen erhalten hat und erzählt, wie dieser ihn in Ermangelung eines anderen Geschenkes von der eigenen Hand gezogen habe.

Kurz nach unserem Erscheinen werden Tee und andere Erfrischungen herumgereicht und inzwischen hat auch das *einheimische Orchester*, der früher schon erwähnte Gamelan, eine feierliche, stimmungsvolle Musik begonnen, deren Veranstalter in der anstoßenden Halle im Dämmerlicht kaum sichtbar am Boden kauern, ebenso wie eine große Menge anderer Hofbeamter, die gewissermaßen als lebende Kulissen zu dem feierlichen Schauspiel dienen.

Der Sultan unterhält zwar auch ein *europäisches Orchester*, indessen spielt während unserer Unterhaltung ausschließlich der Gamelan, jene Musik, die, besonders wenn während der Stille des Abends ein leiser Wind die melodischen Klänge von weitem in abwechselnd abnehmender und steigender Stärke zu uns hinüberträgt, einen unvergeßlichen Eindruck hinterlassen muß. Wenn die modernen Komponisten Gelegenheit hätten, sie einmal in dieser Weise auf sich einwirken zu lassen, so würde es nicht wundernehmen, wenn etwas ähnliches bald darauf auch in die europäischen Orchester aufgenommen werden sollte. Denn vorläufig besitzen wir noch kein Instrument von solch träumerisch weicher Wirkung. Das vielleicht am nächsten kommende, die Harfe, klingt im Vergleich dazu recht hart. Übrigens erinnern einige Instrumente der Japaner, allerdings mehr paukenartig ausgebildet, an den Gamelan, und weisen vielleicht auf die Verwandtschaft dieses Volkes mit den Malaien hin.

Während des Konzerts haben wir Gelegenheit, mit Verwunderung die Art des Kommens von Dienern, Dienerinnen und Hofbeamten zu beobachten, die fast komisch wirkt. Die Menschen hocken gewissermaßen auf dem Boden und verstehen es dennoch, sich dabei gehend fortzubewegen, unter Zuhilfenahme der Hände als Stütze, einen Fuß nach dem anderen langsam vorschiebend, ähnlich, doch noch umständlicher, als es die Slawen bei einigen ihrer Tänze ausführen. Die Personen erhalten dadurch, besonders bei dämmeriger Beleuchtung, auf einige Entfernung den Anschein von unheimlichen tierischen Wesen, man möchte sagen großen Fröschen oder anderen Amphibien. Das *Hofzeremoniell* aber schreibt diese Haltung vor und selbst der *Oberhofmeister* darf sich nicht in anderer Weise dem Sultan nähern.

Dadurch wird der Abstand zwischen dem letzteren und den Untergebenen noch besonders zum Ausdruck gebracht.

Nach kurzer Pause werden *kunstvolle Tänze* von Tänzerinnen aufgeführt, wie sie in dieser Vollendung nur an den Höfen der beiden einheimischen Fürsten zu sehen sein dürften.

Die Vertreterinnen der javanischen Terpsichore erscheinen in feierlichem Aufzuge, fast schwebend sich fortbewegend und sind durchgehends von guter Gestalt. Gefolgt ist eine jede von einer dahinkriechenden Dienerin, die sich zur Seite zurückziehen, sobald die *Tänze* beginnen.

Letztere haben, wie alle derartigen Unterhaltungen im Orient, geschichtliche Vorgänge, Huldigungen oder Empfindungen mannigfaltigster Art zum Gegenstand. Gemeinsam ist allen, daß weniger Wert auf schnelle Tanzschritte gelegt wird, als auf deren Mannigfaltigkeit und Grazie. Die seltener auftretenden heftigen Bewegungen wirken dann umso packender.

Der fürstliche Gastgeber erklärt uns den Sinn der einzelnen Vorführungen, deren Schluß- oder richtiger gesagt *Knalleffekt* ein Tanz bildet, an dessen Ende die Tänzerinnen gleichzeitig und urplötzlich versteckt gehaltene *Pistolen* abfeuern.

Nach Beendigung dieses Teiles der Unterhaltung gibt der Sultan ein Zeichen. Darauf bringt der Oberhofmeister, wieder

in geduckter Stellung am Boden rutschend, ein in einen rotseidenen Umschlag eingehülltes *großes Bild des Sultans* für mich und noch ein kleineres, das für Herrn W. bestimmt ist. Das Porträt der Sultanin verschenkt der Sultan nur an solche Gäste, die verheiratet sind.

Das Bild des Sultans zeigt die nebenstehende Photographie. Die darunter stehenden javanischen Schriftzeichen:

»Inkang Sinoehoen Kandjeng Soesoehoenan Pakoe Boewana Kaping Sedasa, Senopati ing Ngalaja Ngabdoerrahman Sajidin Panatagama, Kommandoer ing Orde Nederlanden, Lejo, Groet Oppisir ing Orde ing Oranje-Nassao, Groetkreissing Orde ing Negari Kambodja, Groetkreissing Kroen-Orde ing Negari Syem, Groet Oppisir Orde Lejopol ing Belgi, Rider Twede klas met de ster der Konekleke Orde (pan Pedienster) pan Sin Michael ing Negari Beyeren saha Dj Djeudral Majorring Wadya Balanipoen Kandjeng Sri Maha Radja Soetri ing Negari Nederlaningkang Akadaton ing Negari Soerakarta Adiningrat.«

heißen in deutscher Übersetzung wie folgt:

»Derjenige, welcher hoch verehrt wird, der Gegenstand der Verehrung Pakoe Boewana (der Nagel der Erde) X, Heerführer im Kriege, Diener des Barmherzigen, Hüter des Glaubens, Regler des Gottesdienstes, Kommandeur des Ordens vom Niederländischen Löwen, Großoffizier des Ordens von Oranien-Nassau, Großkreuz des Ordens von Kambodja, Großkreuz des Ordens von Siam, Großoffizier des Leopoldordens von Belgien, Ritter zweiter Klasse mit Stern des Königlichen Verdienstordens vom heiligen Michael von Bayern und Generalmajor des Heeres Ihrer Majestät der Königin der Niederlande, welcher zu Soerakarta Adiningrat (das Auserlesenste auf Erden) Hof hält.«

Kaum habe ich meinen Dank hierfür ausgedrückt, als auf ein weiteres Zeichen noch eine Gabe für mich erscheint, ein Spazierstock mit Goldknauf, auf dem die Initialen P. B. X. mit aufgelegten Diamanten kunstvoll angebracht sind. P. B. ist die Abkürzung für das javanische Wort Pakoe Boewana, welches in der Übersetzung *»Nagel des Weltalls«* heißt. Sogar die Zwinge des Stockes ist in Gold gearbeitet und dieser selbst aus einer eigenartigen javanischen Holzart, die eine fast wie aufgemalt erscheinende, wellenförmig die Länge durchziehende Maserung aufweist.

Der jetzige Fürst ist der zehnte Beherrscher des Hauses, der als jeweiliger Mittelpunkt der Welt auftritt.



Das vom Sultan von Soerakarta geschenkte Bildnis.

Wenn dieser Titel auch etwas selbstbewußt klingen mag, so kann man seine Annahme einem von seiner Umgebung verwöhnten Herrscher nicht übelnehmen, dem unaufhörlich in allen Tonarten direkt und indirekt Komplimente gesagt werden und der infolge vieler künstlicher Schranken und eines Wustes von ihn umgebenden Zeremonien, abgehalten wird, einen richtigen Blick in das Weltgetriebe zu tun; ist doch jeder von uns schon mehr oder weniger geneigt, sich als den Mittelpunkt der Welt anzusehen.

Die überraschend gekommene Gabe des Sultans macht mir große Freude und wird noch dadurch erhöht, daß er uns liebens-



Der Knauf des Stockes, dessen Form und Inschrift an den „Nagel des Weltalls" erinnert.

würdigerweise durch einige der anstoßenden Räume seiner Privatgemächer zu führen vorschlägt.

Auf dem Wege dorthin wandern wir an einer Menge im Halbdunkel zur Seite kauernder Frauen vorüber, wie es heißt, sind es teils Prinzessinnen, teils deren Dienerinnen.

Der Hof unterhält auch Zwergmenschen, Gegenstücke zu den in früheren Zeiten an europäischen Residenzen vorhandenen Hofnarren.

In einer kleinen *Prozession* ziehen wir nun weiter; der Sultan am Arme des Assistentresidenten voran, einer der Prinzen an meiner Seite.

Im Augenblick, wo das erstere Paar, das schützende Dach der Halle verlassend, den Hofraum betritt, nahen sich von der

Seite lautlos zwei *Schirmträger,* welche große mit der dem hohen Range der beiden entsprechenden Anzahl Goldstreifen versehene Schirme tragen und schützend über deren Häupter halten. Diese Zeichen der hohen Würde dürfen bei hohen Javanern niemals fehlen, so sonderbar auch den Fremdling ihre Benutzung anmuten mag, da weder die Sonne scheint, noch Regen zu erwarten ist. Es handelt sich dabei um ein äußeres Attribut des Vornehmen und einen der vielen hundert aus alter Zeit stammenden Gebräuche, die geeignet sind, genau wie die Zeremonien innerhalb des religiösen Lebens der verschiedenen Religionen, den Abstand von in bevorzugter Stellung befindlichen Persönlichkeiten gegenüber der Außenwelt in verstärktem Maße ins Auge treten zu lassen.

Jeder Prinz und höhere Beamte besitzt einen derartigen Schirm, der je nach dem Umfange der Golddurchwirkung, der Breite der *Goldstreifen* u. s. w. auf den Rang des Besitzers deutet. Der Schirm wird von besonderen Dienern entweder nachgetragen oder wohl auch aufgespannt über das Haupt des betreffenden Herrn gehalten, gleicherweise wie nach europäischer Ordnung der Baldachin, der zweifelsohne vom Westen aus den Einrichtungen des Orients übernommen wurde. Hier auf Java soll es auch Sitte sein, den dem Rang eines Verstorbenen entsprechenden Schirm auf dem Grabe aufzupflanzen. Dies erinnert daran, daß in Amerika öfter das Sternenbanner auf Gräbern zu sehen ist. Im Winde flatternd bildet es dort auf dem Totenhof noch ein fast lebendiges Zeichen des unsterblichen hohen Nationalitätsbewußtseins dieses Volkes.

Unser Zug betritt bald ein Gartenhaus, dessen Räume in fast europäischer Art eingerichtet, unter anderem eine Reihe Photographien enthalten, und an sich nicht bemerkenswert sind. Dagegen schließt sich daran ein nach Art und Zweck *einzig dastehendes Werk,* ein aus Erdreich künstlich aufgehäufter *Miniaturhügel.* Ich schätze ihn auf etwa zwanzig Meter Höhe und fünfzig Meter Umfang. Auf diesem Hügel sind spiralförmige Wege, Wasserläufe, kleine Hütten, Brücken, Durchführungen, Pavillons, Wendeltreppen, Badeeinrichtungen, alles das

unverhältnismäßig zusammengedrängt, ausgeführt, unter äußerster Ausnützung des Raumes und unter Beobachtung größtmöglichster Abwechslung.

Dieser Hügel bildet das *Originellste* in seiner Art, was ich jemals gesehen habe, man könnte sagen, daß er gewissermaßen das Reich des Sultans darstellt, oder auch einen Ersatz für dessen Außenreich, das er ja nicht ohne besondere Erlaubnis des holländischen Residenten besuchen und durchwandern darf, ein Surrogat, mit dem einer der reichsten Fürsten Indiens fürlieb nehmen muß und das von ihm angenommen ist, damit er im übrigen in seiner Würde innerhalb des Kratons nicht beschränkt werde.

Wie für den Papst die vatikanischen Gärten, so bildet für den Sultan der Kraton und dieser Erdhügel die einzige Gelegenheit für regelmäßige körperliche Bewegung in einer an die Natur erinnernden Umgebung. Fürwahr, man muß sagen, daß der geringste seiner Untertanen besser gestellt ist wie dieser hohe Herr und daß seine Beamten unverhältnismäßig glücklicher sind, denn sie genießen alle Annehmlichkeiten des bevorzugten Standes gleichzeitig mit persönlicher unbeschränkter Freiheit. Ähnlich liegt es übrigens bei manchen europäischen Fürsten, die, in exponierter Stellung befindlich, in ihrer Bewegungsfreiheit gehindert und weniger zu beneiden sind, wie ihre nähere Umgebung, die alle Vorteile des hohen Amtes mit größerer Ungebundenheit genießen.

In später Stunde mit den angenehmsten Eindrücken von der Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit des Sultans und fast benommen von der Fülle der interessanten Erlebnisse dieses Abends verabschieden wir uns von dem fürstlichen Gastgeber, dem man zudem eine Menge menschlichen Mitgefühls ob manchen Zwanges in seinen Lebensverhältnissen nicht wird versagen können. Es wäre aber nicht leicht, anzugeben, wie die Regierung in anderer Weise die Überleitung in der historischen Entwicklung des Landes durchführen sollte.

Noch Nachts muß ich im Rückblick auf den verflossenen Abend daran denken, wie überhaupt so mancher an sich be-

dauernswerte Zustand im Weltbetriebe der Gegenwart unvermeidlich ist, wie selbst die meisten Kompromisse zwischen schroff sich gegenüberstehenden Tatsachen befriedigen können, und das erinnert mich wiederum an Fidus, der zu diesem Kapitel sich folgendermaßen äußerte:

»So mangelhaft vieles in der Gegenwart an sich auch erscheinen mag, so kann man sich philosophischerweise schon zufrieden geben, wenn aus dem Gang der Ereignisse auch nur eine geringfügige Verbesserung für die nächstliegende Zukunft erwartet werden darf, selbst dann, wenn der Abschluß einer solchen Verbesserung auch erst in Hunderten oder Tausenden von Jahren erreicht werden kann. An sich ist diese ständige Weiterentwicklung zum Guten ebenso unaufhaltsam wie der Zeitverlauf selbst und sie richtet sich stets auf die Besserstellung der Gesamtheit. Jeder Krieg, jedes geschichtliche Ereignis, jede Erfindung, jede Katastrophe, ja jeder Angriff auf diese Weiterentwicklung beschleunigt sie. Sie vollzieht sich durch einen ständigen Kampf des Bestehenden mit dem Kommenden, des Konservatismus mit dem Liberalismus. Niemand könnte sagen, ob die eine oder andere dieser Anschauungen die richtigere oder wichtigere wäre. Wenn seit Jahrtausenden der Zeitverlauf meistens den jeweilig Liberalen ihrer Epoche recht gegeben hat, so sorgt anderseits das konservative Element dafür, daß die Entwicklung sich nicht zu sehr überhastet und zu starken Rückschlägen Anlaß geben könnte. Für die nächstliegende Zukunft erfüllen sich gewöhnlich die Wünsche der Liberal-Konservativen oder Konservativ-Liberalen.

Die Anhänger beider Bestrebungen haben je ihre eigenen Vorteile. Die Konservativen sehen sie in den gegenwärtigen Zuständen und freuen sich derselben, dagegen nagt im Innern die, wenn auch meist unberechtigte, Besorgnis vor der fortschrittlichen Entwicklung. Die Anhänger der letzteren sind mit der Gegenwart nicht zufrieden, finden aber ein Gegengewicht in dem Bewußt-

sein, daß ihre Ideen in der Zukunft durchdringen werden. So ist dafür gesorgt, daß der einen der Parteien gewisse ausgleichende ideelle Werte aus ihren Anschauungen erwachsen, während ihr die materiellen Vorteile der anderen Partei abgehen.

Für alle aber kommt in Betracht:

Mögen auch in der Jetztzeit einzelne Bevölkerungsklassen oder Individuen von ihren Mitmenschen beneidet werden, so ist es doch fraglos, daß selbst diese jetzt begünstigten Gruppen nach Jahrtausenden arm erscheinen werden in Berücksichtigung der materiellen Errungenschaften und des geistigen Hochstandes im Seelenleben und im Glücksgefühl, welches alsdann der Durchschnitt der kommenden Bevölkerung erreicht haben wird und deren Erlangung vorzugsweise den *Fortschritten der Technik zu verdanken sein* werden. Man dürfte sogar nicht fehl gehen, wenn man sagen wollte, daß der Abstand dieser zukünftigen Erdenbewohner in geistiger und materieller Beziehung von demjenigen der heutigen Bevölkerung eben so groß sein wird, wie derjenige der letzteren vom Zustande der Höhlenmenschen prähistorischer Zeit.

Wenn wir die Möglichkeit einer solchen Entwicklung zum Besseren erkennen und mehr oder weniger aktiv oder selbst nur passiv an ihrer Erreichung mitwirken, so kann dadurch auch in der Gegenwart das Leben wert gelebt zu werden erscheinen. Ist doch das persönliche Glücksgefühl abhängig davon, welches Ziel man sich gesteckt, und davon, ob man glaubt, diesem Ziele näher zu kommen. Derjenige, der in der Besserstellung kommender Generationen den Zweck des Daseins sieht — eine Anschauung, die übrigens nicht neu ist —, sich diesen Gedankengang selbst zu eigen macht, oder dem er eingeprägt wird, wie es zur Zeit mit sittlichen und religiösen Grundsätzen geschieht, dürfte einen starken Halt und Lebensimpuls gewinnen, ohne daß seine übrigen religiösen Anschauungen, wie diese auch immer sein

mögen, dadurch beeinträchtigt zu werden brauchen. — Eine solche Auffassung trägt aber noch die Wohltat in sich, daß der Zeitverlauf an ihr nicht rütteln oder davon stückweise etwas abbröckeln kann, wie es leider manche derzeitigen religiösen und sittlichen Begriffe im Getriebe des täglichen Lebens mit sich geschehen lassen müssen.

Der Fortschritt der Wissenschaft, klare und unverschleierte Erkenntnis des Lebens, können ihrem Träger niemals eine Enttäuschung bringen, sondern nur eine Verstärkung und Vertiefung der Einsicht, daß der einzelne, wer es auch sei, nichts bedeutet im großen Zeitverlauf, daß ein jeder stets immer nur für künftige Generationen wirken wird und darin die hauptsächlichste, wenn nicht gar einzige Genugtuung für sein Dasein erblicken muß.«

Ich finde schließlich, daß meine Denktätigkeit, angeregt durch die Ereignisse des Abends, ein wenig zu weit abgeschweift ist, erinnere mich, daß ich gleich allen Zeitgenossen nach Ansicht Fidus' vergleichsweise auch ein Höhlenmensch bin und schlafe unter der beruhigenden Wirkung dieses Gedankens, wenn auch erst sehr spät, ein.

Für die folgenden Tage ist eine Besichtigung des Kratons und eine Jagdpartie nach dem dem Sultan gehörigen Hirschpark vereinbart.

Unser Rundgang führt durch verschiedene Hallen, durch das Militärmagazin und auf einen Aussichtsturm. Der Kommandant der europäischen Leibgarde sowie der Haushofmeister und der Kommandant der inländischen Leibgarde begleiten mich dabei.

Den javanischen Kommandanten zeigt ein Bild in seiner Paradeuniform, die bei den großen Festen zur Geltung kommt.

Wir besuchen zunächst den ersten Minister des Sultans, der die Verwaltungssachen erledigt und durchwandern sein Haus. Auch er hat ein bedeutendes Einkommen, und schon im geräumigen Vorhof der weitläufigen Gebäude klingt uns ein vorzüglicher Gamelan entgegen, der hier schon Vormittags und anscheinend überhaupt während des ganzen Tages seine melodischen Weisen

hören läßt. Es scheint ein Konzert in Permanenz gegeben zu werden, was im übrigen einen praktischen Hintergrund haben mag, insoweit, als vor den sanften Tönen dieser Musik jede Mißstimmung etwaiger Audienzsucher hinschmelzen muß, und



Der Kommandant der javanischen Leibgarde des Sultans.

ich kann mich der Erinnerung an das Motto eines ehemals in Westfalen residierenden Herrschers von Napoleons Gnaden nicht erwehren, das da lautete: »Immer lustik«.

In einem der Wohnräume tritt eine komische Situation ein. Arglos in ein Zimmer eingetreten und im Begriff es wieder zu

verlassen, suche ich *vergebens* nach der *Türöffnung*. Überall an den Wänden gibt es nur Schränke, Spiegel und Bilder. Ich blicke einen Augenblick befremdet auf die schmunzelnden Begleiter, die mich nach einigen Augenblicken zu einem runden Eckschrank führen, wobei sich erweist, daß dessen Tür gleichzeitig die Stubentür markiert; eine der Originalität nicht entbehrende Einrichtung!

Dem *Marstall*, der etwa 60 Pferde vorzüglicher Rasse enthält, steht ein Deutscher vor. Die Ställe sind eigenartig angelegt; 2 bis 4 Pferde haben je eine aus Holz konstruierte besondere Hütte, deren Fußboden etwa 1 Meter hoch liegt. Der darunter befindliche Raum ist frei, so daß die Luft auch von unten herantreten kann. Unter dem Fußboden, also auf der eigentlichen Erdoberfläche, befindet sich eine gemauerte Rinne. Das ganze System scheint für die Tropen ganz vorzüglich geeignet zu sein.

Auch den *Meteorstein*, um den eine förmliche Legende sich gebildet hat und dessen Stücke zu den während des Aufenthaltes in Djokdja schon besprochenen Kris außergewöhnlichen Wertes verwendet werden, kann ich bei dieser Gelegenheit besichtigen.

Nachmittags besuchen wir den zum Hofhalt des Fürsten gehörigen *Tierpark*. Dieser umfaßt einige *Elefanten*, die bei Prozessionen und Umzügen verwendet werden, einige Käfige mit *Panthern* und ein in einem großen Käfig untergebrachtes prächtiges *Tigerpaar*. Es fällt besonders bei letzterem auf, daß diese Exemplare im Gegensatz zu dem Verhalten, welches ihre Vettern in europäischen zoologischen Gärten zeigen, hier ein ungleich wilderes Benehmen zur Schau tragen. Zurückzuführen ist dies zum Teil darauf, daß bei uns die europäische Temperatur das Temperament der Tiere wesentlich heruntergedrückt hat, während die Exemplare des Sultans in ihrem Klima verblieben und noch kurz zuvor die Freiheit der Wälder genossen, zum Unterschied von den meisten Tieren der zoologischen Gärten, die in der Gefangenschaft geboren wurden. Hinzu kommt, daß erstere mit lebenden Wesen, meist Hunden, gefüttert werden, so daß ihre Raubtiernatur immer wieder zum Aufflackern gebracht wird.

Dies zeigt sich in prägnanter Weise, sowie mein Begleiter meinen aus Stahlrohr gefertigten Spazierstock in den Pantherkäfig steckt, eine der kleinen Bestien diesen wütend ergreift und mit den Zähnen eine tiefe Einbuchtung in denselben beißt.

Die Tiger gar zeigen sich noch wilder. Mein Begleiter streicht nur mit der Hand an einer Stelle des Gitters vorbei und sofort geschieht als Antwort ein unglaublich wildes Aufbrüllen und Fauchen der Tiere, dem unmittelbar darauf ein gewaltiger Sprung aus der äußersten Ecke gegen diese Gitterstelle folgt. Mit der ganzen Wucht seines Körpers, den Rachen weit geöffnet, prallt das eine Tier mit allen vier Tatzen gleichzeitig gegen das Gitter, um sich auf den Menschen zu stürzen, wird allerdings von den harten Eisenstäben bald zurückgeworfen.

Doch die Erfahrung lehrt die Bestie nichts; kaum hat sie sich zurückgezogen und man streicht wiederum an den Stäben entlang, so wiederholt sich, nur mit noch größerem Wutgebrüll, der Sprung gegen das Gitter. Das zweite Tier faucht und brüllt dabei unablässig und die ungezügelte Wildheit dieser Tiere läßt sich hier so recht erkennen. Sie springen nach jeder auch nur gelinden Herausforderung und obgleich sie dabei fühlbar gar nicht einmal gereizt werden, so lange und so heftig gegen das Gitter, daß sie sich blutig daran schlagen. —

Zu der für den folgenden Tag angesetzten *Hirschjagd* werden wir frühmorgens vom Kommandanten in vierspännigem Wagen abgeholt.

Im Dauergalopp geht es etwa zehn bis zwölf Meilen in die Umgebung, unterwegs an einem Trupp der europäischen, berittenen Soldaten vorbei, die ihren Kommandanten begrüßen. Wir gelangen bald an eine Umzäunung und innerhalb derselben schlagen wir auf unbewachsenem Terrain über eine Brücke die Richtung auf einen Pavillon ein.

Bald sehen wir, wie eine Anzahl Javaner uns sich nähert, die der Kommandant bald als einen Sohn des Sultans und einen seiner Schwiegersöhne, beide mit den ihrem Range entsprechenden Schirmträgern und einem Gefolge von Beamten, erkennt. Noch bevor die Herren erreicht sind, steigen wir aus, gehen

ihnen entgegen und begeben uns nach Vorstellung und Begrüßung gemeinsam zum Pavillon.

Bei der Umschau haben wir schon in Abständen von hundert bis fünfhundert Meter — meist zu dreißig bis vierzig zusammenstehend — Gruppen mittelstarken Hochwildes bemerkt, das von einer ganzen Anzahl Leute immer wieder in unsere Nähe getrieben wird. An tausend Menschen sollen zu diesem Zwecke aufgeboten sein.

Es heißt nun, von diesen Tieren nach Belieben eine Anzahl zu erlegen, und obwohl diese Art Tätigkeit nicht ganz meinen Wünschen entspricht, so kann ich mich ihr doch nicht entziehen, nachdem einmal aus Interesse für die getroffenen Veranstaltungen die mit großer Mühewaltung veranstaltete Jagd von mir angenommen ist. Nur mag ich nicht auf die zusammengedrängten Gruppen Wildes auf vierhundert bis fünfhundert Meter Entfernung schießen, wie es mir nahegelegt wird und wie es die Art ist, in der wohl auch der Sultan bei seinen seltenen Besuchen die Jagd ausübt. Ich nehme vielmehr einige alleinstehende Stücke zum Ziel und beschränke überhaupt den jagdlichen Teil auf das Notwendigste.

In seinem Verlauf besteigen wir auch ein etwa acht Meter langes, von einem Baldachin überdecktes und mit reicher Vergoldung verziertes *Boot,* das Tags vorher mit großen Ochsenkarren eigens zu diesem Zweck von Solo hergebracht worden ist.

Wir werden auf dem Boot stehend über einen schmalen Wasserarm gerudert und setzen die Jagd und das Schießen von diesem Boote aus des weiteren fort, bis etwa zehn Tiere erlegt sind. Die Hofbeamten wünschen anscheinend diese Menge, da das Wildbret Nachmittags zur Verteilung im Kraton abgeliefert wird.

Sämtliche Hirsche, die ich erblicke, sind entsprechend der Jahreszeit ohne Geweih, was insoweit zu bedauern ist, als sie auf diese Weise keine Trophäe abgeben.

Nicht wenig erstaunt bin ich indes, als nach Rückkehr zum Pavillon, nachdem die von uns wirklich erlegten Tiere herangeholt sind, vier Träger mit einem erschossenen starken Hirsch sich nahen, der ein gutes Geweih besitzt und der zu meinen



Zum Schluß der Jagd.

Inländischer Kommandant. Kommandant der europäischen Leibgarde.
Sohn des Sultans. Verfasser. Schwiegersohn des Sultans.
Goldener Schirm des Prinzen als Zeichen seiner Würde.

Füßen niedergelegt wird, während die Begleitung einige Glückwünsche und Ausdrücke der Bewunderung hören läßt.

Ich bin überzeugt, daß dieses Tier nicht einmal versehentlich oder ohne Wissen von mir erlegt ist, indes würde es unhöflich sein, dies erkennen zu lassen oder die Absicht, dem Gast unter allen Umständen eine Jagdtrophäe zuzuführen, zu durchkreuzen, so daß ich, so gut wie es geht, meine Verlegenheit bemeistere und im übrigen meinen verbindlichsten Dank für die ganze Veranstaltung ausspreche. Sie wird beendigt durch ein höchst zeitgemäßes Frühstück, bei welchem Sekt und kalter Aufschnitt die Hauptrolle spielen und das in der vorstehenden Photographie festgehalten ist.

Auf dem Bilde ist zu meiner Rechten der Sohn, zu meiner Linken der Schwiegersohn des Sultans zu erkennen, die beide ein wenig Holländisch sprechen. Der Schwiegersohn war derzeit als Vertreter des Sultans zu der Krönung der jetzigen Königin zum Haag entsandt.

Beide Herren tragen zu dem dunkelbraunen Sarong kanariengelbe Zugstiefel, welche zugleich mit dem Tropenhut der europäischen Leibgarde, den sie mit Stolz angenommen haben, zu der eigentümlichen Gesamtwirkung ihrer Kleidung beitragen.

Auf der Rückfahrt benutzen die Prinzen unseren Wagen und es ist zu beobachten, welche hohen Ehrenbezeigungen die Einwohner schon beim Anblick der vom Kutscherbock gezeigten Schirme der Prinzen auf weite Entfernung vorbereiten und ausüben.

Nach Rückkehr lade ich die Herren zu einem Imbiß im Hotel ein. Daran schließt sich noch ein gemeinsamer Besuch im Hause des Kommandanten und dann sind die Herren so liebenswürdig, mich zu dem von mir zu benutzenden Zuge zu bringen, in dessen Speisewagen modernster Einrichtung sich die Prinzen in ihrer feudalen Glorie originell genug ausnehmen, während ich meinen Dank für ihre Liebenswürdigkeit auszudrücken versuche.

Der Papandayan und eine Tigerscheuche.

Der Vulkan Papandayan. Riesenfarne. Schlammquellen. Ein Perpetuum mobile. Wirkung des Kismet. Mynheer mit dem unvermeidlichen Bajonett. Indolenz der Eingeborenen. Die ersten Opfer. Eine naive Fallenstellung. Der tapfere Jäger. Frische Gebirgsluft. Ein Bau unter Regen. Das Borstentier als Störenfried. Verlassen im Urwald. Fidus über Märchenerzählungen. Hoito ho als Schlachtruf. Die Glücksnote. Der Haupttrumpf. Ein feuchtkaltes Nachtlager. Mynheers Strafe. Abschied vom Bui und den Freunden.

Nur zwei Tage bleiben bis zur Abfahrt des Dampfers von Batavia und ich möchte vorher noch gern den von befreundeter Seite zur Besichtigung empfohlenen *Krater Papandayan* kennen lernen.

Er ist von der Eisenbahnstation *Garoet* aus zu erreichen. Wir lassen, daselbst angekommen, unser sämtliches Gepäck im Hotel Ruperts und brechen gleich nach einer etwa 20 Kilometer entfernten, bereits hoch am Abhange des Vulkans gelegenen Ortschaft Tjiseroepan auf, um mit einem Reitpferd, in Begleitung eines Führers, den Ritt zum Krater auszuführen.

Der Weg führt an den Abhängen des Papandayan durch einige Schluchten mit reicher Vegetation hinan. Hier fällt mir besonders eine Art *Riesenfarne* auf, die ich in den übrigen Teilen Javas nicht bemerkt habe, die aber doch noch in Bezug auf Mächtigkeit und Schönheit hinter denen, die ich auf Hawai bemerkte, zurückstehen.

Der Weg steigt ziemlich steil an und bringt uns nach zweistündigem, nicht unbeschwerlichem Ritt zu dem ersten Schutt und Steingeröll, zwischen welchem hier und da mir unbekannte Steinsorten in den verschiedensten Farben aufleuchten. Man möchte Geologe sein, um sie erkennen und als mehr oder

weniger seltene Funde begrüßen zu können. Bald gelangen wir an den in einer Höhe von 2500 Meter gelegenen Krater, der sich nicht auf der Spitze, sondern in einer Riesenmulde am südöstlichen Abhange des Berges befindet.

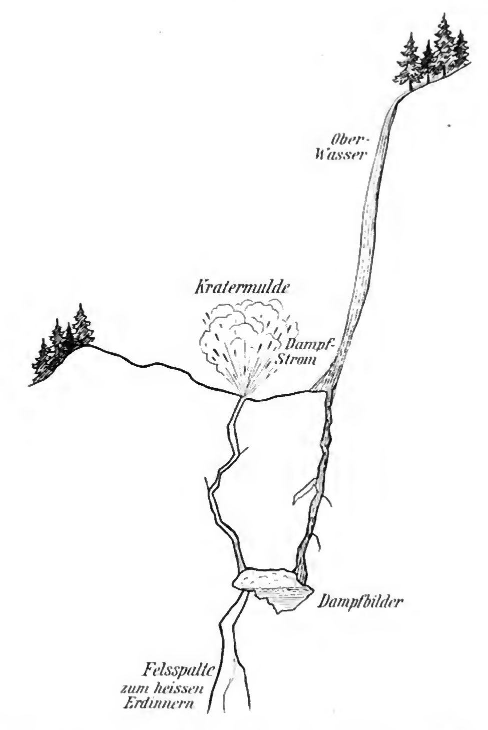
Er wird an drei Seiten überragt durch waldige Höhen, von denen Gewässer über den Kraterrand hinunterstürzen, die zu den Erscheinungen der vulkanischen Tätigkeit wesentlich mitwirken. Sie dringen in die heißen Felsspalten ein und werden in der Tiefe wie in einem Lokomotivkessel verdampft. Die mit Heftigkeit gebildeten Dämpfe führen aus dem Innern Schlamm und Schwefel herauf und verursachen zischende und brodelnde *Schlammquellen.* An einzelnen Stellen ist das Getöse so stark, daß man sich über einer Hexenküche zu befinden glaubt und veranlaßt ist, die Ohren zuzuhalten. Papandayan heißt ja auch die Schmiede und der Name ist fraglos von den Eingeborenen gewählt wegen der außergewöhnlich geräuschvollen Aktivität des Kraters. Andere Spalten zeigen an den Rändern Gebilde aus schwefelhaltigem Material, das von heißen Gasen mit nach oben geführt wurde.

Die letzte *große Explosion* dieses Vulkans, die vielen tausend Menschen das Leben kostete, hat vor etwa hundert Jahren stattgefunden.

Besonders bemerkenswert erscheint eine Öffnung im Felsgestein, aus der ein kräftiger Dampfstrom kontinuierlich und mit großer Gewalt heraustreibt. Die Austrittsöffnung ist nur wenige Zoll weit und ich schätze den Druck, mit dem der Dampf hervorbricht, auf *2—3 Atmosphären.* Es ist unmöglich, einen Stein in die Öffnung zu werfen, ohne daß derselbe sofort fußhoch emporgeschleudert wird. Die beigefügte Skizze mag darstellen, wie man sich die Dampfbildung vorstellen kann.

Eine Herzensfreude für jeden Techniker müßte es sein, diese beständige kostenlose Dampfentwicklung auszunützen und oberhalb der Mündung eine Dampfmaschine zu montieren, die sofort lustig laufen und gewissermaßen ein *Perpetuum mobile* darstellen würde. Ich selbst kann mich von diesem Gedanken nicht so leicht trennen und bestimme schon im Geiste, in

welcher Weise die Maschine am besten montiert und verwendet werden könnte. — Vorschläge zur Ausnützung einer



derartigen vulkanischen Kraftäußerung im Interesse der Menschheit sind öfter gemacht und die Frage ihrer Durchführbarkeit ist nach allen Richtungen betrachtet worden; hier handelt es

sich um eine entschieden im Rahmen der Möglichkeit liegende Anordnung, wodurch die unterirdischen Kräfte, wenn auch in verhältnismäßig geringem Umfange, mit Hilfe einer solchen Dampfmaschine und etwa noch einer elektrischen Übertragung unten in Tjiseropan Licht abgeben oder Reismühlen in Betrieb setzen könnten.

Zwar wäre es nicht ausgeschlossen, daß eines schönen Tages ein plötzlicher vulkanischer Ausbruch mit der Dampfmaschine Ball spielen und sie um einige tausend Meter Entfernung und Höhenunterschied versetzen könnte, indessen ist bei dem Papandayan, dessen Gewalten durch die Sicherheitsventile — die geschaffenen Spalten — sich nicht zu gefährlicher Spannung versteigen können, eine derartige Störung kaum in absehbarer Zeit zu erwarten.

Von den javanischen Vulkanen ist der Papandayan einer der am leichtesten zu besichtigenden und sowohl wegen seiner regelmäßigen interessanten Tätigkeit als auch der schönen landschaftlichen Ausblicke während des Aufstieges erscheint sein Besuch besonders empfehlenswert.

Gegen Nachmittag langen wir wieder in Tjiseropan an und nehmen bei dem Mischling, Mynheer N., der die Reitpferde zur Verfügung hält, einen kleinen Imbiß. An der Wand seiner Behausung sehe ich einige Gewehre und verschiedene Geweihe und erkundige mich deshalb nach dem Wildstand der Gegend. Der inzwischen selbst erschienene Besitzer teilt dann in ziemlicher Aufregung mit, daß es gewöhnlich zwar nur Rehe und Schwarzwild gebe, daß aber in den letzten Wochen ein *Tiger* in der Gegend sein Unwesen treibt und die ganze Gegend in Aufregung halte. In den letzten Tagen habe das Raubtier nicht weniger als fünf Pferde auf der Weide getötet.

Diese Nachricht interessiert mich begreiflicherweise nicht wenig und um mich darüber zu vergewissern, daß es sich nicht etwa um eine Täuschung handelt, lasse ich Mynheer N. einige überzeugende Einzelheiten über das Auftreten des Eindringlings vortragen.

Teils wegen des Jagdreizes, teils auch wegen der hilflosen

Lage, in der die Eingeborenen dem Räuber gegenüber sich zu befinden scheinen, wird in mir der Gedanke wach, die sich bietende Gelegenheit zu verfolgen und hierauf wenigstens einen Tag zu verwenden; allerdings müßte dieser von meinem auf der Rückreise geplanten Aufenthalt in Batavia abgezogen werden und ich würde dadurch kaum Gelegenheit behalten, von den dortigen Bekannten Abschied zu nehmen.

Am Abend stellt sich noch der *Vorsteher des Ortes* ein, ein gebildeter Javaner, der die von dem Mischling mitgeteilten Tatsachen bestätigt und sich bereit erklärt, am anderen Morgen einige Dutzend Leute zur Verfügung zu halten, die mich bei meinem Versuche, den Tiger ausfindig zu machen oder gar zu erlegen, unterstützen sollen.

Unsere Hütte ist umlagert von neugierigen Bewohnern, die alle mit dem Falle zusammenhängenden Möglichkeiten, wenn auch in der dem Javaner eigenen zurückhaltenden Weise, diskutieren. Der Aufgeregteste ist der Mischling, welcher in schlechtem Holländisch ein über das andere Mal die bejammernswerte Situation der Leute darlegt und die Furcht und Hilflosigkeit betont, mit der sie der Bestie gegenüberstehen.

Auffallend muß es erscheinen, daß der Tiger sich in kurzer Zeit *so viele Opfer* gesucht hat. Man kann dies nur darauf zurückführen, daß er bei der verhältnismäßigen Leichtigkeit, mit der die Pferde auseinanderzutreiben sind und dabei das eine oder andere isolierte Tier überfallen werden kann, einen förmlichen Sport darin gefunden hat, sich fast alle Tage eine neue Mahlzeit zu holen, während er sonst meist 4—5 Tage von einer solchen zehrt.

Unverständlich ist aber auch in diesem Falle der Leichtsinn der Eingeborenen, der sich darin kundgibt, daß sie die Pferde auf den an den Abhängen des Papandayan befindlichen, mit Bäumen und Buschwerk durchsetzten Weiden, die nicht einmal umzäunt oder bewacht sind und direkt an den Urwald anschließen, belassen, anstatt sie in einer Koppel nahe dem Dorfe einzutreiben.

Zwar ist anzunehmen, daß der Tiger, der einmal an dieser

Kost Geschmack gefunden hat, sich auch aus einer solchen Umzäunung seine Mahlzeit geholt haben würde oder gar auf der nächsten Entwicklungsstufe zum Menschenräuber geworden wäre, aber immerhin dürfte jede andere Verwaltung die Eintreibung schon deshalb veranlaßt haben, um dem Moloch wenigstens nicht so nutzlos viele Opfer zu bringen.

Hier scheint wieder *das Kismet* eine verhängnisvolle und schädigende Rolle zu spielen, die den Gläubigen so leicht zur Untätigkeit gegenüber selbst ernst zu nehmenden Ereignissen führt. Mir scheint, daß Fidus recht hatte, als er über diese Glaubensidee folgendes äußerte:

> »Die Verbreitung des *Kismet* ist ausgezeichnet geeignet, die Herrschaft der Priester Mohameds im Volke zu befestigen, denn der diesem Glauben Verfallene wird umsoweniger daran denken, irgendwelchen Maßnahmen seiner Beherrscher entgegenzutreten, als er von vornherein an die Notwendigkeit selbst der üblen und drückenden Einrichtungen glaubt. So sind die Lehrer dieser Religion sicher, innere Schwierigkeiten in ihrer Stellung nicht zu finden. Droht ihnen aber von Außenstehenden, etwa Andersgläubigen eine Gefahr, so verzichten sie klugerweise in diesem Falle, wo es sich um ihr eigenes Wohl handelt, darauf, sich mit allen Ereignissen unter allen Umständen zufrieden zu geben; sie behalten sich vielmehr vor, den Fanatismus ihrer Gläubigen zu entfachen, indem sie den heiligen Krieg erklären und eigentlich gerade dem Grundsatze des Kismet entgegen den Kampf gegen kommende Gefahren aufnehmen.«

Es ist wahrscheinlich, daß, wenn mein Diener nicht inzwischen von der früheren Erlegung eines Tigers im Osten Javas den Eingeborenen erzählt, sowie von unserem Besuch beim Sultan von Solo berichtet und dabei unser Können und Bedeutung nicht noch in ein unverhältnismäßig günstiges Licht gestellt hätte, man uns aus *Indolenz* bei dem Unternehmen gegen den Räuber noch nicht einmal unterstützen würde.

Leider sind keinerlei Waffen zu dem Ausfluge mitgenommen,

doch ist diesem Übelstande dadurch abzuhelfen, daß noch Abends der Diener mit Extrapost nach Garoet geschickt wird; von dort erhalte ich dann auch noch in später Nacht das Nötige an Gewehren und Munition.

Am anderen Morgen begeben wir uns zunächst an die Reste der bisherigen Opfer des Tigers. Nur ich selbst bin bewaffnet und der Mischling; letzterer mit einem recht verrosteten Vorderlader, der mit einem noch mehr verrosteten langen *Bajonett* versehen ist.

Der Mischling hat die üble Gewohnheit, unmittelbar hinter mir her zu gehen, anscheinend, weil er damit den für ihn sichersten Platz einzuhalten glaubt. Wende ich mich mit einer Frage rückwärts, so ist es bestimmt, daß mir die Bajonettspitze einige Zoll vor dem Gesicht hin und her tänzelt und mich anzuspießen droht. Die mannigfachsten Vorhaltungen helfen nichts, je mehr wir uns dem gesuchten Schauplatz nähern, desto mehr nimmt Mynheer N. darauf Bedacht, in möglichst kurzem Abstande und bei wagrechter, seiner Ansicht nach der am meisten kampfbereiten Haltung des Gewehres zu folgen. Man möchte ungeduldig werden über die Hartnäckigkeit des Herrn, wenn seine Angst, die sich auch in jedem Zuge seines Gesichtes ausprägt, nicht nebenbei so überaus komisch wirkte.

Die ersten Opfer, welche wir zu Gesicht bekommen, befinden sich ziemlich nahe der Ortschaft und rufen einen besonders traurigen Eindruck hervor. Neben einem kaum angeschnittenen *Fohlen* liegt die gleichfalls wohl durch einen Genickbiß getötete, sonst aber unverletzte Stute. Ein ganzes Drama wird aus der Sachlage erkennbar. Der Tiger hat jedenfalls das Paar umkreist und alsbald das Fohlen ergriffen, aber infolge der heftigen Angriffe, Bisse und Hufschläge der Stute, die das Junge verteidigt, in seiner Wut auch diese angefallen und getötet, so daß sie ihr Leben als Opfer der bedingungslosen Mutterliebe lassen mußte.

Die beiden Tiere sind von den Eingeborenen mit einem Pfahlzaun umgeben. Nur an einer Seite haben die Javaner eine Lücke gelassen und in dieser eine nur schlecht überdeckte Falle

aufgestellt, in der naiven Hoffnung, der Tiger würde so unklug sein, der freundlichen Einladung folgend, auf die so leicht zu durchschauende Absicht der Eingeborenen einzugehen.

Es ist schon *selten, daß ein Tiger eine Beute wieder annimmt,* wenn diese allseitig von Menschen umkreist worden ist; irgendwelche verdächtigen Vorrichtungen, wie es in diesem Falle der umgebende Zaun und die Veränderungen auf dem Boden an der Zugangsstelle sind, würden ihn aber unter allen Umständen veranlassen, von der Beute abzusehen; es sei denn, daß es sich um ein stark ausgehungertes und an den Verkehr mit Menschen schon äußerst gewöhntes Tier handelte und auch dann würde dieses wohl noch den Sprung über den Zaun dem Gang durch die Lücke vorziehen.

Es hat wenig Zweck, lange bei dieser Beute zu verweilen, die zweifellos nicht die letzte ist, und da nur bei dieser unter glücklichen Umständen die Möglichkeit besteht, den Tiger vor die Büchse zu bekommen, beauftrage ich die Leute, mich an den Ort zu führen, wo das letzte Opfer gefunden worden ist. Wir wandern steil den Berg hinan und über einige reißende Gebirgswässer, die nur mit großer Umständlichkeit überschritten werden können, dann über einige Abhänge hinauf bis zu einer Höhe von 1400 Meter.

Bergschluchten und mitteldichter Baumwuchs wechseln mit *dazwischen gelegenen kleinen Weideplätzen.* Bis hier hinauf versteigt sich die Pferdeherde des öfteren und es ist natürlich dem Tiger ein leichtes, das eine oder andere Tier dabei abzufangen.

Zu meiner Freude finden wir in diesem Teil auch eine Menge deutlich sichtbarer, meist frischer Tigerspuren, die darauf schließen lassen, daß der Räuber in dieser Gegend sein Hauptquartier aufgeschlagen hat und deren Größe ich durch Vergleich mit der Handfläche ausmesse. Dabei ist festzustellen, daß das Tier wesentlich stärker als das von mir im Osten erlegte sein muß.

Je näher wir dem Revier kommen, in welchem der Tiger zuletzt gewütet haben soll, umso nervöser zeigt sich Mynheer N.

Wenn dies überhaupt möglich ist, so kommt nun die Bajonettspitze meinem Rücken noch näher. Wie ich mir nochmals ganz energisch die Unvorsichtigkeit verbitte, stammelt der tapfere Jäger: »O Mynheer, ic ben zoo bang!« Der zitternde Ton seiner Stimme läßt darauf schließen, daß es ihm Ernst damit ist.

Die Javaner selbst sind wenigstens etwas zuversichtlicher als diese Mischung von Weiß und Braun. Allerdings nur, weil sie sich mehr oder weniger auf das Kismet verlassen, auf den teils wohltätigen, mehr aber verhängnisvollen Glauben an das unabänderliche Schicksal.

Nach einigem Herumsuchen bezeichnet ein Eingeborener auf einer kleinen Lichtung die Stelle, auf der noch am vorigen Tage das zuletzt getötete Pferd gesehen worden sein sollte, aber der Platz ist leer und der Kadaver ist spurlos verschwunden. Der Tiger hat wahrscheinlich entsprechend der Gewohnheit der großen Katzen, nachdem sie die in der Nähe befindlichen Menschenspuren wahrgenommen, seine Beute um eine gewisse Entfernung verschleppt, um sie ungestörter verspeisen zu können. Schleifspuren lassen sich auch feststellen, doch führen sie nach verschiedenen Richtungen und es dauert geraume Zeit, bis ein Eingeborener die Auffindung des Gesuchten meldet. Der Tiger hat auf einem der von uns bemerkten Pfade das Pferd um etwa 100 Meter und zwar zu seiner Bequemlichkeit bergab und unter ein dichtes Gebüsch verzogen.

Diese Entdeckung ist doppelt willkommen, denn sie beweist auch das dauernde *Interesse des Tieres* an der Beute und so ist es höchst wahrscheinlich, daß er im Laufe des Nachmittags zu ihr zurückkehren wird.

Die vom Vorsteher mitgegebenen Leute habe ich zum Teil schon unterwegs angestellt, Bambusstämme zum Bau des Hochsitzes abzuhauen, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Ein Bote wird nun ausgeschickt, damit sie ihre Arbeit beschleunigen und das Material herbeibringen.

Nach einiger Zeit kommen sie mit einer Anzahl mehr oder weniger gut passender Stäbe und bald beginnt das Zimmern

der großen Ständer für das Viereck und der Verbindungsstangen des Bodenbelages, der Seitenwände und des Daches, sowie einer primitiven Leiter, um hinanzusteigen.

Die Leute haben eine derartige Arbeit noch niemals ausgeführt und fast jeder einzelne Handgriff muß ihnen besonders angegeben werden. Nägel und Stricke gibt es hier nicht, es werden vielmehr alle einzelnen Streben und Teile durch Bindung vereinigt. Hierzu dienen die dünneren Bambusstäbe, die der Länge nach in 1—2 Zentimeter breite Streifen gespalten werden und alsdann ein äußerst zähes und geschmeidiges Bindematerial abgeben.

Der Platz für den Hochsitz wird nach Wind- und Lichtverhältnissen gewählt. Unglücklicherweise ist in der Nähe der günstigsten Stelle nur ein sehr schwacher Baum vorhanden, der als Anlehnung für einen Sitz wenig geeignet ist und nicht verhindern kann, daß letzterer nach dem Aufstieg bei der geringsten Bewegung zusammen mit dem Baum hin und her schwankt. Könnte man sich nicht so sehr auf die Zähigkeit des Bambusmaterials verlassen, so wäre ein plötzliches Zusammenbrechen zu befürchten.

Leider beginnt es jetzt noch zu regnen und obwohl auch inzwischen der Ortsvorsteher in eigener Person zum Schauplatz unserer Tätigkeit heraufgekommen ist, gehen die Arbeiten doch in äußerst schleppender Weise vor sich, nicht zum geringen Teil deshalb, weil die Eingeborenen von einem derartigen Ansitz nie etwas gehört noch gesehen haben und aus diesem Grunde nicht allzugroßes Vertrauen auf den Erfolg haben können.

So rückt die Mittagsstunde nur zu schnell heran und dabei verstärkt sich der Regen zu einem wirklichen Gießen. Ein für meinen Gebrauch improvisiertes Dach aus Palmenblättern kann nicht verhindern, daß ich von der durchträufelnden Himmelsgabe durchnäßt werde. Dazu kommt, daß mein öfteres Herumwandern erforderlich ist, um die Eingeborenen unter Anwendung aller Überredungskünste zu verhindern, die ganze Arbeit etwa kurz vor Beendigung aufzugeben, denn in dieser Höhe von *über 1200 Meter* herrscht *eine recht frische Gebirgsluft* und

man sieht die nur leicht bekleideten Eingeborenen unter der Wirkung der nassen Kälte heftig zittern.

Leider ist unsere Arbeit, weniger durch das Bearbeiten der Bambusstäbe als infolge des Hin- und Herredens und Rufens der Eingeborenen, mit vielem Geräusch vor sich gegangen und es ist zu befürchten, daß der Tiger, dadurch mißtrauisch gemacht, seine Beute kaum noch bei Tageslicht wieder aufsuchen wird.

Nur mit Schwierigkeit sind die Leute daran zu hindern, *den Kill*, das geschlagene Tier, bei ihrer Arbeit vollständig zu umkreisen. Die Seite nach dem Waldrande, an welcher das Terrain ziemlich steil zu einer Schlucht abfällt, darf nicht betreten werden. Unten hören wir den Bergstrom tosend rauschen. Nach dieser Richtung ist der Tiger ohne Frage vom Schauplatz seiner Mahlzeit abgetreten und von hier aus wird er erfahrungsgemäß deshalb auch wieder erscheinen, denn für Antritt und und Abgang wählen Raubtiere denselben Weg.

In vorsichtiger Weise und unter Vermeidung sichtbarer Bruchstellen wird nun noch hier und da ein Ast von dem die Beute teilweise *überdeckenden Gebüsch abgeknickt,* damit der hinzutretende Tiger vom Sitz aus erblickt werden kann.

Erst gegen zweieinhalb Uhr sind wir endlich fertig, während eigentlich um ein Uhr schon alles am Orte totenstill sein sollte. Obwohl durchnäßt, entschließe ich mich, den Ansitz sogleich zu beziehen und nehme von dem inzwischen geholten spärlichen Frühstück, aus wenig kaltem Fleisch und Brot bestehend, nur einen Teil, um während des Nachmittags nicht ganz ohne Nahrung zu sein.

Mit Mynheer N. ist verabredet, daß er mit den Eingeborenen unter einer zirka 1 Kilometer unterhalb des Sitzes entfernten Baumgruppe warten soll, bis er bei Hereinbrechen der Dämmerung gerufen wird. Dann erklettere ich, gespannt darauf, ob die diesmal unter vollständig eigener Angabe gemachten Vorbereitungen zum Ziele führen werden, mittels der Leiter meinen Sitz.

Es ist anzunehmen, daß der Tiger in der Nähe sein Lager hat und durch das infolge des Regens und der Schwerfälligkeit

der Eingeborenen stundenlange Geräusch unserer Vorbereitungen vorsichtig gemacht, recht spät oder gar erst in dunkler Nacht kommen wird.

Indes, weil mir bis zur Abfahrt des Dampfers irgend ein anderer Tag wie der heutige nicht zur Verfügung steht, so heißt es, die unter den vorhandenen Umständen nur geringe Möglichkeit, zum Schuß zu kommen, auszunutzen, trotz der nassen, verschmutzten Kleider und trotz der mangelhaften Vorbereitungen.

Immerhin empfinde ich auch hier, wie die selbst schwache Hoffnung, einen Vergeltungsakt an dem Räuber ausüben zu können, schon einen Hochgenuß bietet; auch ist es merkwürdig, wie verhältnismäßig *schnell auf dem mehrstündigen Ansitz die Stunden vergehen,* wie das Auftauchen einer Mücke, eines Vogels oder eines Schmetterlings, die Bewegung vom Luftzug leicht hin und her gewehter Grashalme und Zweige die Zeit zu vertreiben in der Lage sind, wenn man dabei mit Spannung jeden Augenblick das übermächtig wirkende Erscheinen eines in Freiheit lebenden wilden Tieres in unmittelbarer Nähe erwarten darf.

Der Regen, der kurze Zeit ausgesetzt hat, beginnt von neuem; sein einziger Vorteil könnte sein, daß er die menschlichen Spuren schneller verwischt und dadurch den Räuber bei seiner Annäherung weniger mißtrauisch macht.

Gegen vier Uhr wird meine Aufmerksamkeit durch eine zuerst mehr einem willkürlichen Gefühl als dem Auge wahrnehmbare Bewegung innerhalb des hinter dem Kill sich anschließenden Waldesdunkels erregt. Aufregung und Herzklopfen! Wirklich, es bewegt sich etwas! Es ist aber nichts weiter zu sehen, als ein in hin und her pendelnder Bewegung befindlicher grauer Fleck; er nähert sich etwas dem Kill und zieht sich dann wieder zurück. Das muß der Tiger sein!

Unter größter Spannung, man möchte den Herzschlag anhalten, wird das weitere erwartet. Noch eine halbe Minute dauert das Schwanken des weißen Fleckes, dann schiebt er sich vor. Dahinter ist nur ein dunkles Etwas zu sehen. Fast wird es mir grausig ob dieser eigentümlichen Gestalt, die wegen des

geringen Umfanges des Gesichtsfeldes unheimliche Dimensionen zu haben scheint.

Noch ein wenig zögert sie, dann schießt auf einmal die schwarze Erscheinung an dem Kill vorbei. Ich vermeine zuerst ein *Rhinozeros* zu sehen, bis schließlich aus der Form des Tieres hervorgeht, daß es sich um einen *großen Keiler* handelt, der seiner Wege vorbeigewandert ist und nun wohl von der Mahlzeit, auf die nur der Tiger Anspruch hat, mit zu genießen denkt. Ob er zögert, der Menschenspuren wegen oder weil es die Mitwirkung des Tigers verspürt, seines Todfeindes, dessen Beute nicht einmal ein Panther anzunehmen wagen soll, ist zweifelhaft, jedenfalls scheint er im letzten Augenblick das Pferd fliehen zu wollen, aus Angst vor unberechenbaren Komplikationen. Dann aber lockt der Mahlzeit Sinnenlust, er kehrt um und nimmt tatsächlich den Kill, das geschlagene Tier, an.

So sehr ich auch über die Erscheinung dieses Borstenviehes anstatt eines goldig glänzenden Tigers enttäuscht bin, so wirbeln zudem intensiver noch die Gedanken durch den Kopf, was nun weiter geschehen wird, wenn der Tiger in Kürze auch kommen sollte, um sein Beuterecht auszuüben. Sicher wird er den Keiler vorher beschleichen und ihn mit einem Satze überfallen. Vielleicht gibt es dann ein indisches Gegenstück zum afrikanischen »Freiligrathschen« Löwenritt vor meinen Augen, wahrscheinlich aber ist, daß beide Tiere sofort den Abhang hinunterkollern und mir aus dem Gesichts- und Schußfeld kommen, so daß ich das Nachsehen haben werde. Möchte ich doch gerade einen ruhig abgezielten Schuß auf die heranschleichende Katze abgeben, denn nur in diesem Falle ist bei der mir verbleibenden knappen Zeit und bei der Zwecklosigkeit eines schlechtsitzenden Schusses auf einen Tiger der Erfolg gesichert.

Deshalb muß vor allen Dingen das Borstenvieh entfernt werden, und da nun noch der Ärger über diesen ungerufenen Eindringling hinzukommt, so entschließe ich mich, denselben durch eine Kugel möglichst auf der Stelle niederzustrecken, wenngleich anderseits ein Knall in der Nähe des Kill um diese

kritische Zeit den Tiger noch mißtrauischer machen und ihn später kommen lassen muß.

Indes die Aufregung und die Sachlage lassen ein langes Überlegen nicht zu; das Auge sucht unwillkürlich die beste Schußstelle und im nächsten Augenblick verhallt schon der peitschenartige Knall der Mauserbüchse. Der Keiler sinkt und bleibt eine Zeitlang fast an derselben Stelle liegen, macht dann aber noch eine schwache Bewegung, rutscht einige Fuß an dem schrägen Abhange zurück und kommt dadurch teilweise aus dem Gesichtsfeld.

Nun scheint guter Rat erst recht teuer, denn wenn der Tiger schon überhaupt kommt, so wird er natürlich die willkommenen, ihm so bequem vorgesetzten *Wildschweinkeulen* vorziehen und kann diese willkommene Mahlzeit nach unten ziehen, ohne daß ich ihn selbst vielleicht sehen werde. So bleibt nichts anderes übrig, als den Keiler unter allen Umständen in eine Lage zu bringen, in der er mir sichtbar bleibt.

Trotz des strömenden Regens und des Gedankens, daß der Tiger immerhin in der Nähe sein und mir unmittelbar das Borstenvieh streitig machen könne, steige ich die Leiter hinunter und versuche nun, das schwere Tier hinaufzuziehen, dies aber rührt sich trotz meiner krampfhaften Anstrengungen kaum, es erscheint daher ausgeschlossen, es gänzlich nach oben zu bringen.

Nach einigem Zögern und unter fieberhafter Anspannung erblicke ich etwas unterhalb eine kleine Lichtung, die, wenn auch entfernt liegend, von meinem Sitz ebenfalls zu übersehen ist. Hierbei gelingt es mir mit aller Mühe, den Keiler zu schleppen. Vorsichtshalber befestige ich noch die Hinterläufe desselben mit einem Strick an einen Baum, damit das Tier nicht weiter hinuntergleiten oder gezogen werden kann und begebe mich wieder auf meinen Sitz, nunmehr aber bis auf die Haut durchnäßt, dabei wütend über das Pech, das mir den Schwarzkittel in die Quere getrieben hat.

Minute auf Minute vergeht, Ströme auf Ströme des tropischen Regens rinnen hernieder und tropfen durch das primitive

Dach meines Sitzes, aber nichts läßt sich mehr erblicken. Enttäuscht mache ich mich mit der Tatsache vertraut, daß alle diese Aufregung und Arbeit umsonst gewesen ist. Wenn ich wenigstens am nächsten Tage zum zweiten Male aufsitzen oder überhaupt einige Tage auf einen anderen Kill warten könnte, so wäre mir der Tiger sicher verfallen, aber leider kann ich wegen des Dampferanschlusses und der für meinen Aufenthalt auf Java überhaupt schon überschrittenen Zeit auch nicht einen Tag mehr hier verweilen.

Schon allein dieses Gefühl ist niederschlagend, doch eine weitere Misere ist mir vorbehalten.

Wie ich nach Eintritt der Dämmerung, das Gewehr im Arme, heruntersteige und nach der Richtung, in der die Eingeborenen verschwunden sind, rufe, bleibt die Antwort aus.

Immer lauter rufe ich, doch nichts wie das Tosen des Bergstromes ist zu hören. Ein unheimlicher Argwohn steigt in mir auf, aber sollte es möglich sein, daß ich von den Leuten, *hier mitten im Urwald,* bei großer Kälte in durchnäßten Kleidern und ohne Mahlzeit und Nachtasyl *verlassen* bin?

Ich renne eine Strecke nach der Richtung des Platzes, auf dem mich die Leute erwarten sollten, renne ganz dorthin, aber nichts ist da zu sehen, nicht einmal die Spur eines längeren Aufenthaltes, und es wird mir bald klar, daß die Eingeborenen sich nach Hause begeben haben, weil ihnen die zwei Stunden Wartezeit zu lang erschienen, vielleicht auch, weil sie zu furchtsam waren, oder auch nicht länger ohne Mahlzeit ausharren wollten.

In diesen Bergabhängen läßt sich wohl die Richtung bestimmen, in der man, abwärts gehend, unter Umständen aus dem Urwald herauskommen wird, aber ohne genaue Kenntnis des Weges ist es infolge seiner Steilheit unmöglich, bei Dunkelheit herauszufinden.

Trotzdem mache ich blindlings einige Versuche, in gerader Linie nach unten zu gelangen, aber der Fuß sinkt bald in Felsspalten ein, in denen man sich einen Beinbruch holen kann; Arme und Beine verwickeln sich in Gestrüpp von Wurzeln, Sträuchern und Stechpalmen, die den Eindringling wie Polypen-

arme umschlingen und von denen man sich nur mit Mühe und unter Zurücklassung von Kleiderfetzen wieder loszureißen vermag. Ich sehe ein, daß das Unterfangen, den Weg bei Nacht zu finden, an Wahnwitz grenzen würde.

In gedrückter Stimmung wird deshalb umgekehrt, in der Absicht, den Hochsitz wieder aufzusuchen, aber bald muß ich einsehen, wie unvorsichtig es war, mich von demselben zu entfernen, denn es ist nun gar nicht einmal mehr möglich, auch nur die Richtung, in der er liegt, zu bestimmen; die Lichtungen zwischen den Baumgruppen sehen einander zum Verwechseln ähnlich, immer derselbe schräge Abhang mit unterbrochenem Waldbestand.

Allmählich tritt vollständige Dunkelheit ein, nur noch die Baumspitzen zeichnen sich vom schwachgrauen Horizont ab, Nebelschwaden in gespensterhaften Formen ziehen vorbei und mein Gehirn muß bei allem Mißgeschick Betrachtungen über die Ansicht »Fidus'« anstellen, als er darauf hinwies, welchen Nachteil unter Umständen die Erinnerung an die Märchengeschichten der Jugend mit sich bringen kann.

»Je *regsamer* und *tätiger die Vorstellungsgabe* des einzelnen Individuums ist, das im übrigen eine genügende Menge Mut für alle vorkommenden Fälle in sich trägt, welches sogar bereit sein mag, für eine gute Sache jederzeit Leben und Gesundheit in die Schanze zu schlagen, umsoweniger kann es verhindern, daß bei entsprechender Gelegenheit die Erinnerung aus der Jugendzeit an Zauber- und Gespenstergestalten, wie sie im Walde und anderswo ihr Unwesen treiben, wach wird. Mancher Krieger, dessen Tapferkeit über alle Anfechtung erhaben war, hat den Mut gefunden, einzugestehen, daß ihm bei dem Pfeifen der ersten Kugel oder in anderen gefährlichen Situationen unheimliche Bilder vor Augen traten. Selbst wenn das Vernunftgefühl stärker und in der Lage ist, die Vorstellungen zurückzudrängen, so erfordert dies doch immerhin einen Kampf, der wertvolle Energie kostet, und es muß dem

Gedanken Raum gegeben werden, wie wenig wohltätig mit der Kinderwelt verfahren wird, wenn wir ihr grausige Geschichten erzählen, deren Erinnerungen bis ins späte Leben unauslöschlich hineinwirken und auch verkehrte Anschauungen über des Lebens Wirklichkeit hervorrufen können. Merkwürdigerweise ist die Vorstellung an die guten Geister in solchen Fällen weit weniger nachhaltig, als der Gedanke an das Grausige, ebenso wie bei Eintreffen zweier verschiedener Botschaften der Eindruck einer unangenehmen die Freudenempfindung über eine angenehme überwiegt.«

Dem in den Wäldern des Papandayan, weit von allen Wohnungen entfernt Umherirrenden kommt zum unwillkürlichen Gedanken an allen möglichen Waldesspuk die Vorstellung von allen möglichen wirklich bestehenden andersartigen Gefahren, wobei Schlangen und Skorpione eine Rolle spielen und nicht wenig auch der Tiger, der, in unmittelbarer Nähe hausend, ihn längst umschleichen mag und eigentlich jetzt die beste Gelegenheit haben würde, seinem Verfolger einen Schabernack zu spielen. Was hilft alle schön eingeprägte Theorie darüber, daß der Tiger einen Menschen, besonders einen Weißen, nicht ohne Not angreift; dies könnte ja doch mal ein anormaler Tiger sein; außergewöhnlicher Veranlagung scheint er nach seiner an den vielen vorgefundenen Opfern bewiesenen Mordlust ohnehin zu sein.

Ich erinnere mich daher der bestätigten Tatsache, daß man in der Nähe derartiger Raubtiere ein möglichst *unbefangenes* Verhalten zur Schau tragen soll und habe auch gelesen, daß insbesondere Rufen und Sprechen den Tiger von Angriffen abhält, weil er daraus auf die Anwesenheit mehrerer Menschen schließt.

In gewissen Zeitabständen lasse ich daher einen herausfordernden *Schlachtruf* ertönen, zu dem das mir merkwürdigerweise einfallende »Hoi to ho!« aus der Wagnerschen Walküre zweckmäßig umgearbeitet wird, bin aber selbst darüber im Zweifel, ob dadurch wirklich alle Beklemmung verdeckt wird, welche die Stimmung belastet.

Hin- und herrennend, immer noch in der schwachen Hoff-

nung, den Hochsitz wieder zu finden, fühle ich mich plötzlich in ein Sumpfloch versinken. Bis zum Knie dringen beide Füße ein und beim mühsamen Herausarbeiten sind Schuhe und Kleidung, die seit Mittag schon mehrere Male mit Wasser getränkt und bei der Bewegung wieder getrocknet sind, von neuem durchnäßt.

Die Aussicht, nun auch noch in diesem reichlich feuchten Zustande die Nacht im Walde verbringen zu müssen, bringt die Stimmung um einige Grade weiter herunter.

Ich taste mich an einigen Baumstämmen in die Höhe, um herauszufinden, wie weit sie zu einem, wenn auch unbequemen Nachtsitz geeignet sein könnten, obgleich ein solcher insofern eine Gefahr mit sich bringt, als man beim Einschlafen leicht aus der Höhe herunterpurzeln kann. Stricke und Tücher zum Festbinden besitze ich nicht.

Indes ist mir doch eine *Glücksnote* in dieser Musik von Widerwärtigkeiten beschieden! Nicht weit von dem Sumpf sehe ich auf dem Erdboden in der Dunkelheit einige auffallende schwarzgraue Stellen. Ich bücke mich, um sie zu untersuchen und finde zu meiner großen Freude, daß es die Späne der Bambusstangen sind, die am Morgen von den Eingeborenen bei der Bearbeitung abgehauen wurden. Durch diese Entdeckung wird das Orientierungsvermögen wieder angeregt und durch die Spannung noch verschärft. Ich bin nun gewiß, trotz der ägyptischen Finsternis, den Hochsitz wieder zu finden. Bald ist mir das Terrain vertraut und weiß ich auch, daß derselbe etwa zehn Meter entfernt in einer Bodensenkung zu erreichen sein muß.

Allerdings wächst in dem Maße, wie ich mich ihm und damit dem Kill nähere, der Gedanke an den Tiger, doch beschließe ich, nun meinen besten Trumpf auszuspielen und den Räuber, falls er gerade bei der Beute beschäftigt sein sollte, zu verscheuchen, um ihn von einem Überfall auf mich selbst, den Störenfried, abzuhalten. Nur einige Augenblicke des Zögerns! Zwar habe ich das Gefühl, als ob jemand mich an der Schulter zurückhielte, aber der Gedanke an die wirkliche, wenn auch verhältnismäßig geringfügige unbequeme Lage überwindet alles

Bedenken ob der nur unwahrscheinlichen größeren Gefahr. Mir ist , als stürze ich mich über eine Klippe in einen Abgrund, dringe aber trotzdem mit lautem Kriegsruf und unter gleichzeitigem Abfeuern der Büchse vor und erreiche suchend und tastend glücklich die Sprossen der schwankenden Leiter, die mich auf den den Umständen nach als Himmelsgeschenk zu betrachtenden Hochsitz führt.

Man kann sagen »den Umständen nach«, denn kaum oben angekommen, empfinde ich erst die prekäre Situation, über die mich auch dieses erst verlorene und dann mühsam wiedergewonnene Nachtquartier nicht hinwegbringen kann.

In diesem schwankenden Ansitz, dessen Seitenwände vollständig nachgiebig sind und nur wenige durchgehende Querstangen aufweisen, ist es unmöglich, sich der Länge nach auszustrecken. Die unteren Extremitäten müssen ein Stück nach außen in den Luftraum ragen — ich muß lächeln bei dem Gedanken, wie komisch der Taubenschlag mit den herausstarrenden Füßen von außen aussehen muß — und die Möglichkeit, herauszufallen, kann nur dadurch vermieden werden, daß ich mit einem Taschentuch meinen Arm an einem der vier Eckpfähle festbinde.

Nach dem ersten Versuch zum Niederlegen und der damit aufhörenden Körperbewegung macht sich auch die Feuchtigkeit, die überall in den Kleidern sitzt, empfindlich bemerkbar, gesteigert noch durch die unangenehme *Kälte*, die Nachts auf dieser Bergeshöhe auch unter tropischen Breitegraden herrscht.

Als Kopfkissen kann nur der harte Korb dienen, in dem am Morgen das kärgliche Frühstück gebracht wurde, dessen letzte Reste den schon lange knurrenden Magen nicht befriedigen können. Das Gefühl der nassen Kälte macht ein Einschlafen zunächst unmöglich. Um dem ein wenig abzuhelfen, entferne ich aus dem Geflecht der Seitenwände einige Palmzweige, um sie mir überzulegen. Indes erweist diese etwas luftige Bettdecke sich als ungeeignet, ein Wärmemittel abzugeben, vielmehr verspüre ich im nächsten Augenblick, wie anderseits die kalte Luft nun umso intensiver durch die gerissene Seitenöffnung einströmt.

Es ist eine wirklich ungemütliche Lage, hier mitten im Ur-

wald auf schwankenden harten Bambusstäben, in frostiger Höhe sich zu befinden, verlassen von der übrigen Menschheit, durchnäßt und mit hungerndem Magen, und es muß ein Wunder geschehen, wenn dies Erlebnis nicht mit einem schweren Fieber eingelöst werden soll. Hat doch in den Tropen schon eine einmalige Durchnässung unter selbst günstigeren Umständen meist eine Krankheit zur Folge.

Ich beschließe wach zu bleiben, indes gelingt dies nur einige Zeit, denn die große Müdigkeit des Tages bringt nach einigen Stunden doch den Schlaf, der etwa insgesamt drei bis vier Stunden währen mag. Nur einmal werde ich mit einem Frostschauer wach und sehe durch die Öffnung der Seitenwand, daß die Mondsichel aufgegangen ist. Ihr schwaches Licht läßt in der Entfernung die unheimlich schönen, gewaltigen Umrisse des Goentoer, des mächtigen benachbarten Vulkans erkennen. Wie in außergewöhnlichen Situationen vor dem Geiste die hauptsächlichsten Eindrücke des vergangenen Lebens vorüberziehen, so umkreisen auch jetzt die Gedanken den Erdball in wenigen Sekunden, so taucht auch in meiner Erinnerung Bild an Bild aus der Vergangenheit auf, dabei manche Einzelheit, die man längst vergessen wähnte, dann tritt der Schlaf wieder in seine Rechte.

Bei noch dämmerndem Morgen erwache ich und bin einigermaßen in der Lage, die Umgebung zu übersehen. Der erste Blick gilt natürlich dem Kill und dem Keiler und kaum traue ich meinen Augen bei der Beobachtung, daß der letztere, den ich am Abend vorher auf der Seite liegend verlassen hatte, jetzt vollständig herumgedreht in der Rückenlage sich befindet. Es ist ausgeschlossen, daß durch irgendwelche zufälligen Einwirkungen die Wendung hervorgerufen ist. Ohne Frage ist der Tiger zur Stelle gewesen, darauf aber entweder durch mein Herankommen, unter Schuß und Rufen, verscheucht worden oder er hat versucht, den Keiler um eine Strecke zu verschleppen und als dann dies nicht ohne weiteres gelang, den Braten vorläufig verlassen. Ist der Tiger doch ohnehin nicht geneigt, eine unvermutet gefundene Mahlzeit sogleich anzunehmen, vielmehr findet er erst am anderen Tage die genügende Kraft zur

Überwindung des dagegen gerichteten Instinktes. Erst dann vermag ihn der Appetit und die angeborene Trägheit dazu zu veranlassen, ein solches Geschenk anzunehmen. Seiner anerkennenswerten natürlichen Neigung nach geht ihm eben nichts über ein Tier, das er sich selbst erjagt hat. Immerhin läßt auch ein solches Raubtier mit sich reden, denn nach einiger Überlegung nimmt es auch statt einer mit Ehren verknüpften Beute mit der bequem erreichten, geschenkten fürlieb.

Es ist deshalb ziemlich sicher, daß die große Katze am anderen Tage Nachmittags zum Platze zurückkehren wird, auch schon wegen ihrer besonderen Vorliebe für Wildschwein. Umsomehr bedauere ich, unter allen Umständen mit dem Vormittagszuge nach Batavia zurückkehren zu müssen, jetzt nachdem so viele Umstände und Ereignisse das Unternehmen doppelt interessant erscheinen lassen.

Inzwischen ist es heller Tag geworden und plötzlich läßt sich ein zaghafter Ruf vom Rande der Bodensenkung vernehmen: »Mynheer!« — Wer ist es? — Mynheer N., natürlich vor sich das Gewehr mit dem unvermeidlichen aufgepflanzten Bajonett und begleitet von seinen Eingeborenen.

Man soll es sich abgewöhnen, in Fällen von Unzuverlässigkeit der Inländer des Ostens diese irgendwie anzufahren, da es doch nur die eigene Erregung zur Folge haben würde, während die lieben Leute unter Umständen nicht einmal begreifen können, wodurch sie sich etwas zu Schulden kommen ließen und noch weniger, wie man sich über eine vollendete Tatsache nachträglich irgendwie ereifern kann; sie werden dadurch meistens nur verstockt und dann gänzlich unbrauchbar.

Ich warte deshalb die klägliche Erzählung Mynheers ohne Einwendungen ab, die dahin lautet, daß die Leute wegen der Nässe am vorigen Tage beschlossen haben, nach Hause zu gehen, um die Kleider zu wechseln und eine tüchtige Mahlzeit einzunehmen, daß es dann aber recht spät geworden sei, bevor sie zur Rückkehr auf den Berg aufbrachen. Immerhin seien sie über den Fluß gekommen und bis an den Rand des Waldes, dort aber dann von der hereinbrechenden Dunkelheit ängstlich geworden,

so daß die Leute angesichts der Tigergefahr nicht gewagt hätten, tiefer in den Wald einzudringen, vielmehr, da ihnen selbst der Rückzug über den Fluß nach Hause zu gefährlich erschien, sich im Kreise niedergekauert und mit Grausen den kommenden Ereignissen entgegengesehen. — »Het was eene schrikkelijke nacht!« (es war eine schreckliche Nacht) sagt Mynheer N. — Ich muß gestehen, daß eingedenk meiner eigenen Erlebnisse und nachdem mich die Leute am vorhergehenden Abend so verräterisch verlassen hatten, ich ihnen in diesem Augenblick ihre eigenen, wenn auch geringeren Unannehmlichkeiten wirklich gönne und darin einen Ausgleich auf dem Schuldenkonto des Mynheer N. erblicke.

Das Traurigste ist nur, daß ich nun diesen Schauplatz und damit die große Wahrscheinlichkeit, einen Schuß auf den Räuber abzugeben, unbenutzt vorübergehen lassen muß. Indes überwinde ich die Mißstimmung gegen Mynheer N. und versuche, ihm die weitere Verfolgung zu übertragen, indem ich ihm die nötigen Anweisungen darüber gebend, in welcher Weise er Nachmittags den Hochsitz beziehen und das Erscheinen des Tigers abwarten soll. Mynheer nimmt mit ängstlich verlegenem Gesicht die Bestimmungen entgegen und es erscheint äußerst zweifelhaft, ob er sich mit diesem, seiner Ansicht nach zu gefährlichen Handwerk ohne besondere Anregung nach meiner Abreise befassen wird*).

Viel Zeit bleibt übrigens nicht, wir müssen in größter Eile bergab und weiterhin zum Dorfe eilen, wenn wir von dort aus den letzten Anschlußzug erreichen wollen.

---

*) Es mag hier hinzugefügt werden, daß der Verfasser während seines Aufenthaltes in Ceylon eine Karte von Mynheer N. empfing, die außer Mitteilungen über einige in der Hast zurückgelassene Gegenstände auch die Bemerkung enthielt: »Der Tiger ist nach Ihrer Abreise in hiesiger Gegend nicht wieder gesehen worden; er muß sich wohl nach Süden zurückgezogen haben.« Diese Karte mußte nach all den gehabten Mühen eine gewisse Genugtuung hervorrufen, da der eigentliche Zweck, soweit er den Schutz des Eingeborenendorfes betraf, erreicht wurde. Dabei mag es unwesentlich bleiben, ob der Räuber nun durch den Schlachtruf, den Feuerstrahl der Büchse, die unheimliche Erscheinung der ihm vorgesetzten, doch am Boden haftenden Keiler-Mahlzeit, oder aber aus Furcht vor dem Bajonett Mynheers verscheucht worden ist.

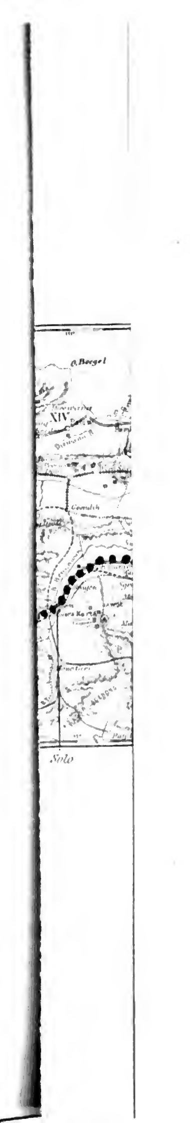
Nach etwa anderthalb Stunden in beschleunigtem Bergabmarsch in Tjiseroepan angekommen, muß dort erst umständlicherweise der verschlafene Wärter des Passagrahan munter gemacht werden, damit ich meinen Hunger einigermaßen stillen kann, und dann geht es mit Postkarren im Dauergalopp nach Garoet, wo kaum Zeit bleibt, den einzigen Schnellzug des Tages nach Westen zu erreichen.

Fast grenzt es an ein Wunder, daß ich keine Nachwirkung von den Strapazen und der Nässe der vorigen Nacht verspüre. Es scheint, als habe die frische Gebirgsluft trotz der gleichzeitigen Kälte günstig mitgewirkt.

Von der Fahrt aus sende ich Telegramme an meine Freunde in Batavia, um noch am Abend von ihnen *Abschied* nehmen zu können. Dieser fällt kurz, aber herzlich aus und am anderen Morgen um Fünf weckt der Boy mich zum letzten Male und begleitet mich noch zum Dampfer. In seinen Zügen glaube ich den Schatten einer gelinden Trauer zu bemerken. Jedenfalls empfinde ich in diesem Augenblicke auch meinerseits ein Bedauern darüber, daß ich ihn, der doch mancherlei mit erlebt hat und trotz seiner vielen kleinen Schwächen sich keinerlei größeren Unfug zu Schulden kommen ließ, nun entbehren muß.

Eine Menge Europäer, darunter Damen in großer Toilette, ihren zum Urlaub reisenden Verwandten und Freunden das Geleit zur Europafahrt gebend, sind am Dampfer erschienen. Man sieht, wie Sektflaschen schon zu dieser frühen Morgenstunde geleert werden und kann sich kaum einen größeren Gegensatz denken, als denjenigen zwischen diesem Leben und Treiben inmitten der allermodernsten Einrichtungen des Dampfers und meiner Situation nur vierundzwanzig Stunden vorher im Urwald der Abhänge des Papandayan.

Es ist der Abschluß meines etwa achtwöchentlichen Aufenthaltes auf Java.


XIV
Solo

